



Aus jungen Tagen
von
Henrik Pontoppidan

Edition Zulu - Ebooks.com

Henrik Pontoppidan
Aus jungen Tagen

Blätter aus einer Dornenkrone

Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann
Im Insel-Verlag zu Leipzig

Aus jungen Tagen

Blätter
aus einer Dornenkrone
von
Henrik Pontoppidan



Autorisierte Übersetzung
von
Mathilde Mann

Im Insel-Verlag zu Leipzig

I

Eine halbe Meile östlich von dem kleinen Bauerndorf, in dem ich die Tage meines Alters in Ruhe mit mir selbst und mit der Welt verleve, liegt ein eigentümlicher See, den ich in diesen Erinnerungen nicht unerwähnt lassen kann, denn an ihn knüpfen sich *die* Ereignisse in meinem Leben, die für mein Schicksal entscheidend wurden.

Der See hat seinen Namen von der Gemeinde, die sein westliches Ende umschließt, und wird der Balderöder See genannt. Der emeritierte Propst Hjort von Starup und Lihme, der ein Freund der Natur und obendrein ein wahrhaft poetisches Gemüt in der guten altmodischen Bedeutung des Wortes war, hatte immer etwas auszusetzen an diesem gewöhnlichen Namen, der auch nur schlecht zu dem unbeschreiblichen Liebreiz des Sees paßt. In Erinnerung an einige alte Sagen und Erzählungen, die von der Überlieferung an seine Ufer verlegt worden sind, nannte er ihn den »Nymphensee« oder »Die Nymphenbadekammer«. Aber darauf werde ich noch später in dieser Beschreibung zurückkommen.

Der See hat eine rundliche, ziemlich regelmäßige Form und eine recht beträchtliche Ausdehnung. Wenn man ihn trotzdem nicht sehen kann, ehe man ganz nahe an ihn herangekommen ist, so hat das seinen Grund darin, daß er tief unten zwischen hohen Hügeln liegt und von großen Wäldern umgeben ist, die ihn gleichsam eifersüchtig vor der Umwelt verbergen. Gar manches Mal, wenn ich in Gedanken versunken dort gewandert bin, ist es mir wie ein elektrischer Stoß durch den Körper gegangen, wenn ich plötzlich seine ausgedehnte Fläche zwischen den dunklen Waldmassen vor mir liegen sah. Gegen alle Winde geschützt, ruht er im Schoß des Waldes in süßer, ungestörter Seligkeit, gleich einem träge lächelnden Weibe in den Armen des Geliebten. Alles atmet Stille und tiefsten Frieden. Hier herrscht das Schweigen, das nur den großen Wäldern eigen ist. Ein stummer Vogel hastet hin und wieder über das Wasser, streift es mit seiner Schwinge und verschwindet in der Waldfinsternis drüben auf der andern Seite.

Steht man zu einer späten Nachmittagsstunde an diesem See, wenn die Schatten anfangen, an den Baumstämmen hinaufzukriechen, und das Licht entflieht, so kann sich das empfängliche Gemüt wohl bedrückt fühlen durch die Einsamkeit und die ernsterfüllte Stille des Orts. Es wird einem so eigenartig zumute in diesem mächtigen Grabe, wo nur die Wolken, die über unserm Kopf dahinfliegen, Botschaft bringen von der lebenden Welt da draußen. Das wehmütige Sausen der Laubbäume, das düstere, wilde Sieden der Fichten macht das Herz unruhig pochen. Der säuerliche Geruch des faulen Holzes benimmt uns den Atem; ratlos schweift der Blick bald hierhin, bald dahin, über dies unermeßliche Meer von Blättern, über diese endlosen Waldwellen, die von allen Seiten auf den Abendhimmel zurollen und die Aussicht verschließen.

Während die Sonne noch auf den Höhen weilt und die obersten Laubkuppeln da oben vergoldet, dämmt es schon unten am See. Ein bläulicher Dunst steigt von seinem Rande auf und schwebt gleich wallendem Flor über die Wasserfläche hin. Und jetzt wird plötzlich die Stille von dem häßlichen Schrei der Eule drinnen im Hochwald zerrissen. Die Mäuse sind aus ihren Löchern hervorgekommen und pusseln in dem dünnen Laub,

während sich ihre beschwingten Namensvettern hoch oben in der Luft in blindem Hexentanz lautlos umhertummeln, den Schwanz nach hinten unter dem ausgebreiteten Rock der Flughaut herausgesteckt wie ein winzig kleiner Besenstiel.

Und dann senkt sich die Nacht herab, und nun beginnt ein sonderbarer Spuk. Tief drinnen aus dem Walde, wo er am dichtesten ist, ertönen klägliche Rufe. »Zu Hilfe! Zu Hilfe!« schreit eine Stimme in höchster Not. Viele glaubwürdige Leute, die in der Nacht über die Landstraße gekommen sind, dort, wo sie durch den Wald läuft, haben den Ruf vernommen, und zwar immer an derselben Stelle. Andre wollen außerdem Hundegekläff und den Klang von Jagdhörnern gehört haben. Wieder andre haben vermeint, schwache, klagende Kinderstimmen unten vom See her aufzufangen – alles Gespensterstimmen aus jenen entschwundenen Zeiten, als Wegelagerer und geächtete Leute in diesen Wäldern Zuflucht suchten und sich Höhlen unter den Eichen bauten, als stolze Herren und schöne Damen auf weißen Hengsten über die Waldebene hinsprengten, auf der Jagd nach dem schweißenden Wildschwein, während die barfüßigen Töchter der Dörfer zu diesem stillen Wasser hinabflohen, um in seiner Tiefe die zarten Früchte von den Liebkosungen des gnädigen Herrn zu verbergen.

Aber zu den Zeiten, wo der Vollmond über den See segelt und sein Silber über den Wald ausstreut, geschehen hier noch weit sonderbarere Dinge, die ich der Vollständigkeit halber kurz erwähnen will.

Wenn die Stille der Nacht am tiefsten ist und der Mondschatten gen Norden zeigt, so geschieht es wohl, daß ein Zweig, der über dem Wasser hängt, plötzlich zur Seite gebogen wird und eine Gestalt zum Vorschein kommt – ein Weib, ganz nackt, mit einem leuchtenden Diadem aus Glühwürmchen in ihrem dunklen Haar. Schüchtern neigt sie sich vor und sieht spähend um sich, indem sie den Finger auf den Mund preßt. Wenn alles ruhig ist und sie niemand sieht, wendet sie sich um und macht ein Zeichen mit der Hand; und einen Augenblick später taucht eine ganze Schar von weißen Frauengestalten im Mondlicht auf, alle nackt wie sie und mit Glühwürmchen im Haar.

Es ist die Badezeit der Waldnymphen. Aus jedem Busch wimmeln sie hervor. In wunderschönen Gruppen stehen sie am Ufer und binden das Haar über den hohlen Rücken auf. Vorsichtig und zögernd lassen sie sich dann in das Silberbad gleiten. Eine nach der andern werfen sie sich hinaus auf den schlanken Armen, während der Mond, der alte Wollüstling, sie lächelnd mit seinen Strahlen liebkost.

So lauten die Erzählungen im Munde des Volkes; aber ich schulde es der Wahrheit, zu sagen, daß ich selber nie etwas von dem Beschriebenen gesehen oder gehört habe, obwohl ich diesen Wald besser kenne als vielleicht irgendein anderer. Damit will ich jedoch keineswegs gesagt haben, daß es loses Gerede sein muß, oder daß die Leute, die an ihre Offenbarungen glauben, Gegenstand eines Sinnentreges gewesen sind oder, um es geradeheraus zu sagen, einen Wildschweinsrüssel gehabt haben. Ich überlasse es einem jeden, sich zu verteidigen; ich sage nur, daß sich hier in der Welt derjenige am besten steht, der nicht zuviel sieht.

Und damit genug von diesen Dingen.

Der See hat seinen Abfluß im Osten, wo sich ein Bach mit großer Mühe und förmlich keuchend seinen Weg zwischen Steinen und herabgestürzten Bäumen auf dem Grunde einer tiefen Waldschlucht bahnt. Die Landstraße, die eine Strecke an dem Ufer des

Sees dahingelaufen ist, biegt hier wieder in den Wald ein und folgt dem Lauf des Baches mit allen seinen Windungen. Und plötzlich tut sich der Wald auf, und der Blick irrt überrascht über eine große, helle und gutbevölkerte Wiesenlandschaft hin.

Das ist das Lihmer Kirchspiel, durchströmt von der breiten, munter fließenden Lihme, gekannt und geschätzt von allen Hechtfischern in der Gegend. Der kleine Fluß macht gerade an dieser Stelle einen großen Bogen auf den Wald zu, als wolle er sich den Ablauf vom See holen; und hier ist auch die Landstraße mittels einer ansehnlichen Brücke auf vier Pfahljochen über die Lihme hinübergeführt.

Am Waldrande vor dieser Brücke, unter einer Gruppe hoher, rötlicher, halb abgestorbener Fichten, liegt die einzige menschliche Behausung des Waldes. Es ist ein braungeteertes Haus von eigenartig trübseligem und hinfälligem Äußern, mit schiefen Fensterrahmen, farbig versengten Fensterscheiben und einem eingesunkenen Dachrücken. Ein uralter, kahler und verrenkter Holunderbusch wächst von hinten über das Grassodendach, wo er wie eine große, knochige Koboldhand mit gekrümmten Fingern liegt. Es sieht so aus, als wolle er das Haus in die Erde hinabziehen, und als sei es ihm vorläufig gelungen, dem Dach diesen Schaden im Rücken beizubringen.

Es ist ein ehemaliger Fährkrug.

In alten Zeiten, das heißt vor ungefähr dreißig Jahren, führte nämlich keine Brücke über den Fluß. Ein wenig nach Norden zu war eine seichte Stelle, wo das Vieh hinübergehen konnte; aber reisende Leute und Fuhrwerke mußten hinübergeführt werden, jene in einem flachen Kahn, diese auf einem Prahm oder einem Floß, das für Pferd und Wagen Raum hatte.

Wenn die Waldwege fahrbar waren, konnte sich sehr wohl zu beiden Seiten des Flusses ein ganzes Wagenlager versammeln, und zwar aus Fuhrwerken der verschiedensten Art. Da waren die jetzt verschwundenen, haushohen Frachtwagen mit einer Segeltuchwölbung darüber und einer Teerbütte, die unter dem Wagenkorbe hing. Da waren Schlachterkarren und Bauerngefährte und große herrschaftliche Kutschen mit hohem Bock und einem Dienersitz Hintenauf. In den niedrigen, eingeräucherten Stuben des Kruges wimmelte es von Leuten. An geschäftigen Tagen mußte man oft eine und gar zwei Stunden warten, ehe man hinüberkommen konnte, und währenddessen blieb manch einer bei einem Geschwätz oder einem Spiel Karten und einem Kaffeepunsch drinnen bei dem alten Krugwirt Kren hängen, bis es vielleicht Nacht und vielleicht wieder Morgen wurde.

Dazumal hatte diese Raststätte einen guten und bekannten Namen über ganz Jütland. Es gab zu jener Zeit von Thy bis nach Hamburg wohl kaum einen reisenden Burschen, der sich im Lihmer Fährkrug nicht einen Rausch angetrunken und die breithüftigen Schenk mädchen befangert hätte.

Namentlich nach den großen Pferdemarkten in Randers und Hjallerup ging es hier lebhaft her, oder auch im Frühling, wenn die Ochsenherden aus dem Norden auf dem Wege nach dem Husumer Markt hier vorüberkamen. Koppeln bis zu zwanzig Pferden – das eine mit einem Strohseil an den Schwanz des andern gebunden – wurden über den Fluß geschwemmt, und Ochsenherden von mehreren hundert Tieren zusammen lagerten sich wohl des Abends unterhalb des Kruges, um dort zu nächtigen. Geschah es dann, daß zu derselben Zeit Krammarkt in einer der Provinzstädte in der

Nachbarschaft stattgefunden hatte, so entstand ein Tumult und eine Verwirrung ohnegleichen. Leute und Vieh und Wagen wurden hier zwischen dem Fluß und dem Krug zusammengestaut wie auf einem Marktplatz. Taschenspieler und Bärenführer schlugen ihre Zelte unter den Bäumen auf; Leierkasten und Kinder wimmerten um die Wette; die Ochsen brüllten, und Betrunkene sangen. In den Krugstuben war nicht durchzukommen. In Lammfelle gekleidete Treiber aus Djursland und Talling, Ochsenhändler mit dicken Bäuchen und fetten Nacken, Aufkäufer aus der Marsch und jüdische Roßkämme aus Hamburg und Berlin saßen um die Tische in einem Dampf von Tabak und handelten oder spielten Karten.

Oft, wenn die Köpfe heiß wurden bei diesen Leuten, deren Gehirne wirr waren von dem Trinken und Gelärme vieler Tage, konnte es gar gefährlich werden, hier die Straße zu ziehen. Das geringste verletzende Wort, ein wenig Uneinigkeit bei einem Handel, oder auch nur eine kleine Schäkerei mit dem Mädchen eines andern konnte im Handumdrehen einen Wirbelsturm auf dem ganzen Platz hervorrufen.

Die Pferde bäumten sich vor den Wagen, Knotenstöcke und geballte Fäuste sausten durch die Luft, während Frauenzimmer und Kinder schreiend in den Wald flüchteten.

Ganz verwunderlich ist es, an diese Szenen zu denken, wenn man jetzt dort vorüberkommt und das verlassene Haus sieht, das unheimlich leer vor sich hinstarrt, gleichsam versunken in die Erinnerungen an die Zeit seiner Größe. Nachdem die Brücke vor einem Menschenalter über den Fluß gelegt wurde, verlor es ja auf einmal seine ganze Bedeutung. Solange der alte Krugwirt lebte, machten die Bauern und reisenden Handelsleute freilich noch in der Regel halt, um einen Schluck zu trinken und mit ihm zu schwatzen. Aber nach seiner Zeit begann der Verfall des Hauses.

II

Jetzt müssen ein paar Blätter dieses meines Erinnerungskranzes der Tochter des Krugwirtes gewidmet werden. Sie hieß Ellen und war zu jener Zeit, da ich als junger Hilfslehrer dort in die Gegend kam, ein Mädchen von neunzehn oder vielleicht zwanzig Jahren. Sie war groß und handfest von Gestalt, hatte nußbraune Augen und dunkles Haar. Der Krugwirt Kren war nämlich aus fremdländischem Geschlecht, stammte von den durch Friedrich den Fünften eingeführten sogenannten »Kartoffeldeutschen« ab. Er machte sich übrigens nicht viel daraus, seine Herkunft anzuerkennen; aber als ich an seinem Sterbebett stand und ihm der Todesschweiß aus der Stirn sprang, hörte ich ihn deutsche Gebete murmeln.

Ellen war ein stilles Mädchen, schweigsam und in sich gekehrt, ein wenig schläfrig von Natur vielleicht und mit einem recht mäßigen Verstand. Nachdem die Brücke gebaut war und man keine Verwendung mehr für Mamsell oder Schenk mädchen hatte, besorgte sie die Bedienung allein. Nie aber redete sie mit einem fremden Gast, wie sehr er auch seine Worte überzuckern mochte. Stets war sie jeglicher Zudringlichkeit gegenüber auf ihrem Posten. Sie hatte während ihres Heranwachsens hier zwischen den Mädchen im Krug wohl mehr von der Art gesehen, als für ihre Kindlichkeit gut war. Ihre eigene, früh gereifte Körperfülle hat ihr, vermute ich, unter diesen Verhältnissen wohl auch Erfahrungen eingebracht, die in ihr Mißtrauen zu der Gesinnung des männlichen Geschlechts wachgerufen hatten. Es konnte etwas Kaltes und Feindliches in ihren Blick kommen. Selbst ihre Freunde waren nie ganz sicher bei ihr.

Ich hatte im geheimen, fast von dem ersten Augenblick, wo ich sie sah, Liebe zu diesem großen, schönen Mädchen gehegt. Unter dem Vorwand, daß ich um ihres Vaters willen, der schon damals vom Tode gezeichnet war, dahin komme, besuchte ich den Krug oft, obwohl mich meine Vorgesetzten wiederholt davor warnten, mir einen Schein von Leichtfertigkeit zuzuziehen.

Von dem Krugwirt Kren will ich nur noch erzählen, daß er der dickste Mann war, den ich jemals gesehen habe. In seinen letzten Jahren saß er fast unbeweglich in einem Lehnstuhl am Ofen und schlief beinahe immer. Er hatte gelbe, lederne Ärmel in seiner Weste und eine Kapuze von Hundewolle auf dem Kopf. An den Füßen hatte er große Binsenschuhe, und darunter lagen zwei im Ofen gewärmte Mauersteine, die beständig gewechselt werden mußten. Trotzdem zitterte er immer vor Kälte. Der ungestaltete Fettkörper bebte wie vor Frost. Neben seinem Stuhl stand ein Tisch mit einer Brantweinflasche und Gläsern. Jedesmal, wenn er erwachte, schenkte er sich einen Schluck ein. Dann sah er sich in der Stube um, und wenn in dem Augenblick gerade niemand da war, mit dem er eine Unterhaltung machen konnte, schlief er weiter.

Er war zu jener Zeit noch ganz geistesfrisch und hatte eigentlich keine Schmerzen, litt nur hin und wieder an Atemnot. Sobald Fremde zugegen waren, ward er munter und redselig. Trotz seiner Unförmigkeit, die sich auch auf das Gesicht erstreckte, schossen Leben und verschmitzte Lustigkeit aus den Winkeln des Mundes und den dunklen Augen. Es stimmte sehr wohl, was oft von ihm gesagt wurde, daß er ebenso voll von Geschichten sei wie von Schnaps.

Was seinen Mangel an Mäßigkeit betrifft, so habe ich ausgerechnet, daß er noch in seinen letzten Jahren, obwohl das kalte Fieber ihn arg mitnahm, täglich ungefähr anderthalb Pott Branntwein trank, bei besonderen Gelegenheiten beträchtlich mehr. Trotzdem habe ich ihn niemals auch nur im geringsten bezechet gesehen. Auch nicht in anderer Weise drückte ihm die Trunkenheit ihren Stempel auf. Sein Gesicht war bis zuletzt glatt und hübsch weiß. Selbst seine Belebtheit hatte ihren Grund mehr in Trägheit als in Völlerei. Er hatte sich nie sonderlich über seine Schenkstube hinaus bewegt, und über seine Gemütsruhe und sein Gleichgewicht wurden viele ergötzliche Geschichten erzählt. Als zum Beispiel einmal einem Mann bei einer der wilden Prügeleien, die in früheren Zeiten hier so allgemein waren, der Kopf von einem Knüttel gespalten worden war, so daß er tot zur Erde fiel, soll des Krugwirts Kren erstes Wort die Frage an das Schenk mädchen gewesen sein, ob er seinen Punsch bezahlt habe.

Über seinen Leibesumfang habe ich in meinem Tagebuch folgende Maße gefunden: Wadenumfang $28\frac{3}{4}$ Zoll, Schenkelumfang, mit der Handspanne über dem Knie gemessen, 39 Zoll, um die Taille, in der Nabellinie, $66\frac{1}{2}$ Zoll, der Oberarm 23 Zoll, der Hals (über dem Adamsapfel) $32\frac{1}{4}$ Zoll. – Ich schulde es jedoch der Wahrheit, zu gestehen, daß diese Maße zu einem Zeitpunkt genommen sind, wo die Wassersucht, an der er schließlich starb, schon stark vorgeschritten war. Er trieb damals selber noch Scherz mit seiner Belebtheit und war stets bereit, auf die geringste Aufforderung hin seine Formen zu zeigen.

Seine Frau war ein Jahr, ehe ich hierher in die Gegend kam, gestorben, und Ellen war sein einziges Kind. Sie pflegte ihn in seiner Unbehilflichkeit mit einer unermüdlichen Sorgfalt, die schön anzusehen war und die bewirkte, daß ich noch mehr von ihrer Person eingenommen wurde.

Über mein Verhältnis zu diesem Mädchen will ich jetzt mitteilen, was zum Verständnis meines Lebensganges erforderlich ist.

Als Hilfslehrer an der Staruper Schule hatte ich den vorhin erwähnten Propst Hjort in Lihme als obersten Vorgesetzten, und eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm mit der Aufforderung, mich am folgenden Morgen bei ihm einzufinden. Der Ton des Briefes machte mir die Ohren heiß; ich ahnte, daß es sich hier wieder um meine Besuche im Waldkrug handelte. Mein Kollege an der Schule und im Kirchspiel, Herr Anton Kristian Frederik Ovesen, hatte am Sonntag, als wir uns in der Kirche begegneten, die Augen niedergeschlagen und auf eine süßliche Weise gelispelt, die sogleich mein Mißtrauen wachrief, daß er wieder Böses gegen mich im Schilde führe.

Ich entsinne mich des Tages so genau, als läge er nicht einen Monat in der Zeit zurück. Es war ein klarer Frosttag zu Anfang März. In den Ackerfurchen lag ein wenig schmutziger Schnee, aber der Erdboden war sonst unbedeckt. Ich hatte gehört, daß am vorhergehenden Tage im Gehölz hinter dem Bastruper Moor eine Schnepfe geschossen war, und um die starke Seelenspannung, in die ich hineingekommen war, zu betäuben, nahm ich meine treue Flinte und ging hinaus.

Es ist seit alter Zeit bekannt, daß sich die frühesten Schnepfen des Jahres oft in dieser Gegend zeigen. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung will ich folgendes anführen. Es ist ja eine feststehende Sitte überall im Lande, daß die erste geschossene Schnepfe, »die Königsschnepfe«, wie sie genannt wird, an die Küche

Seiner Majestät geschickt wird, der dann den glücklichen Schützen mit einer Summe belohnt, die sich zu meiner Zeit auf fünf Reichstaler belief. Diese Prämie ist in den letzten fünfzig Jahren nicht weniger als dreizehnmal Männern aus Lihme und den zunächst gelegenen Kirchspielen zugefallen, einmal mir selber. Das war im Jahre 1859. Es ist dies, ich kann es wohl sagen, das einzige Mal, daß mir das Schicksal seine Gunst gezeigt hat.

An jenem Märztage, von dem ich jetzt rede, ging ich verzagten Sinnes an den Waldrändern entlang, bis es dämmerte, ohne daß ich auch nur eine Feder zum Trost in die Jagdtasche bekam. Schließlich schlenderte ich widerstandslos in der Richtung auf den Krug zu. Ich konnte nicht nach Hause gehen, ohne Ellen gesehen zu haben.

Von außen her konnte ich durch das Fenster sehen, daß sie allein in der Stube war. Sie saß hinter dem Tisch bei einem Licht und besserte einige Kleidungsstücke aus. Der Stuhl des Vaters am Ofen stand leer. Der Alte war schon im Bettschrank zur Ruhe gebracht.

Es waren ein paar Stücke Torf in den Ofen gelegt; die erleuchteten den Fußboden traulich, und mir schlug gleich beim Eintritt in die Tür eine behagliche Wärme entgegen. Ellen machte mir einen Schluck Kaffee warm, und lange saßen wir einander am Tische gegenüber und plauderten, so wie wir es zu tun pflegten. Von dem Brief des Propstes oder von meiner Ahnung sagte ich nichts. Hinter der Wand des Bettschranks ertönten die keuchenden Atemzüge des Alten, hin und wieder unterbrochen von einem leisen Klagen oder Stöhnen. Die Wassersucht war ihm in der letzten Zeit bis in die Brust hinaufgestiegen. Man konnte nicht länger darüber im Zweifel sein, daß der arme Mann den Tod im Herzen trug.

Ich hatte mir meine Gefühle für Ellen niemals geradeheraus merken lassen; aber trotzdem glaubte ich doch, daß sie sie kennen müsse und auch, daß sie etwas für mich übrig habe. Dergleichen spürt man ja an mehr als einem Wort. So entsinne ich mich zum Beispiel eines Abends, als wir in der Einsamkeit auf dieselbe Weise mit dem Licht zwischen uns saßen. Als Ellen es putzen wollte, vergaß sie, die Finger feucht zu machen, und verbrannte sich. »Pfui Teufel!« sagte sie und sah im selben Augenblick mit einem eigenen Lächeln zu mir hinüber – sie schämte sich. Ein andres Mal stieß sie unversehens laut auf. Da lachte sie und wurde dunkelrot. Ich weiß nicht warum, aber in dem Augenblick war es mir, als wenn sie mir sagte, daß sie mich liebe. Auch aus der Art und Weise, wie sie mir ein Schälchen Kaffee einschenkte, meinte ich entnehmen zu können, daß ihr Herz mir zugewandt war. Nicht nur schenkte sie immer sehr reichlich ein, sondern sie ließ sich auch Zeit bei der Sache, freilich wohl, ohne selbst darüber nachzudenken. Aber das zeigte ja doch, daß sie nichts dagegen hatte, so nahe neben mir zu stehen.

Wenn ich trotzdem nie den Mut gehabt hatte, mich meinen Gefühlen hinzugeben, so waren daran die Leute schuld. Ich war ja ein junger Mann und war noch empfindlich in bezug auf das Urteil des lieben Nächsten. Ach, hätte ich doch damals den Verstand meines Alters gehabt, in bezug auf das, was die Reputation wert ist! Der Waldkrug mitsamt seinen Bewohnern erfreute sich keines guten Rufes bei den Leuten in der Umgegend. Sprach man über das Haus, so geschah es, um die Skandalgeschichten zu verurteilen, die noch hin und wieder von dort aus ruchbar wurden, oder um alte Gerüchte aufzufrischen, die von Mord und Totschlag aus früheren Zeiten erzählten, und

von der Unzucht, die damals unter den Schenkmädchen herrschte, und von ähnlichem mehr, über den Krugwirt Kren selber konnte man sich wohl belustigen, aber alle sahen doch auf ihn herab, um seiner fremden Abstammung willen. Es fehlte nicht viel daran, daß man ihn und seine Tochter mit Leuten aus dem Geschlecht der Henker über einen Kamm schor.

An jenem Abend saß mir das Herz im Halse; es ward mir oft schwer, zu sagen, was ich sagen wollte und durfte. Wir redeten von der Krankheit ihres Vaters und dergleichen, und auf diese Weise verging die Zeit, ohne daß wir es eigentlich merkten. Ich konnte es Ellen ansehen, daß sie nicht mit ihren Gedanken bei den Worten war und auch nicht bei ihrer Arbeit, so fleißig sie auch die Stopfnadel handhabte. Es war überhaupt in der letzten Zeit etwas wie eine große Angst über sie gekommen. Jedesmal, wenn eine Ratte über die Decke der Stube hinpolterte, oder wenn nur der Ofen ein wenig heulte, fuhr sie zusammen. Sie sah auch elend aus, aber wenn ich sie fragte, ob sie krank sei, antwortete sie immer mit einem kurzen Nein. Ich hatte deswegen nicht weiter acht darauf gegeben. Es war ja auch kein Wunder, wenn die Pflege des Vaters mit allen den Nachtwachen und all der Peinlichkeit schließlich an ihren Kräften zehrte, so stark sie auch war.

Wir mochten wohl eine Stunde beieinander gesessen haben, als ein paar Wollkrämer vom Wege hereinkamen und unter großem Gepolter von Holzschuhen und Stöcken ihre Bündel hinwarfen und Nachtlogis begehrten. Ellen legte schweigend ihre Stopfarbeit beiseite und zündete einen Kienspan an dem Feuer im Ofen an, um die beiden Männer in eine der Kammern am andern Ende des Hauses hinüberzuführen. Der Krugwirt Kren war infolge des Spektakels erwacht. Er schob die Bettlade zurück, fragte, wer gekommen sei, und verlangte einen Schluck.

Ich stand auf, um mich nach Hause in meine Einsamkeit zu begeben. Indem ich mich vom Stuhl erhob, dachte ich bei mir selbst, wann ich wohl wieder dort sitzen und mich glücklich fühlen dürfte. Ich sah auf Ellen nieder, die vor dem Feuer kauerte und in den Kohlen stocherte. Der Schein fiel auf ihre ganze Gestalt; sie saß wie in einem goldenen Gewand da. Es war wie ein Gesicht, wie eine Offenbarung. Ich dachte an das Märchen vom Aschenbrödel und träumte in dem Seligkeitsrausch einer Sekunde, daß sie eine verzauberte Prinzessin sei.

Als ich durch die Stube auf die Tür zuging, sah ich, daß die beiden Krämer, die sich noch immer mit ihren Warenbündeln zu schaffen machten, mit jenem Lächeln zu mir hinübersahen, mit dem man einen Betrunknen betrachtet. Im selben Augenblick merkte ich selbst, daß ich schwankte. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich in der Gewalt der großen Lebensmächte. Ich mußte die Wahrheit des Wortes von dem Feuer anerkennen, das als flüchtiger Phosphorschein beginnt, aber in einem Nu zur verzehrenden Flamme wird.

Während ich an dem sternhellen Abend nach Hause ging, rechnete ich mit mir selbst ab. Ich sagte: es nützt nicht, gegen sein Schicksal anzukämpfen. Ich wußte ganz genau, daß ich meine Ehre preisgab, wenn ich mich mit der Tochter des Krugwirtes Kren verheiratete. Ich war mir klar darüber, daß ich sogar meine Stellung als Lehrer und Kirchendiener aufs Spiel setzte, und ich dachte, daß wohl gerade das der Grund sei, weswegen mich Propst Hjort jetzt warnen wollte. Aber hier half kein Überreden – das fühlte ich im voraus. Ich war wie besessen von den Dämonen der Liebe. Es verlangte

mich, dieses große, starke Weib zu umfassen, und ich war gewillt zu bezahlen, was es auch kosten mochte, um den Durst des Blutes zu stillen. Ich glaube, wenn man an jenem Abend meiner Seele ewige Seligkeit dafür gefordert hatte, ich würde sie gern geopfert haben.

Am folgenden Tage, gleich nach der Schulzeit, kleidete ich mich um und machte mich aus dem Weg nach Lihme. Aber ehe ich mitteile, was das Ergebnis meiner Begegnung mit Propst Hjort wurde, muß ich ein wenig von diesem Manne erzählen, den ich trotz seiner großen menschlichen Schwäche geachtet und geliebt habe wie nur wenige andre.

Zuerst ein paar Worte über sein Äußeres. Er war, wenn auch nicht gerade von Riesengröße, so doch eine ansehnliche Erscheinung, schulterbreit, korpulent und so blutreich, daß er mehrmals im Jahr geschöpft werden mußte. Sicher war er einmal sehr hübsch gewesen. In seinen älteren Tagen hatte er ein großes, ein wenig fettiges und glühendes Gesicht mit einer bläulich gefärbten Nase und einem ungeheuren Kinnbeutel. Er war bartlos, und der Scheitel war kahl und so blank wie ein Stück Kupfergerät. Hinten hingen die Überreste des seidenweichen und lockigen Haares ihm ganz bis auf die Schultern herab. Was aber am meisten auffiel, waren seine kleinen Augen, von denen das eine ein klein wenig nach innen zu schielte, die aber beide von Leben und Munterkeit sprühten.

Er war wohlhabend verheiratet und hatte nur ein einziges Kind, so daß er nach Belieben des Kopfes und des Herzens handeln konnte. Er war noch immer Jäger und überhaupt eine wahrhaft poetische Natur. Namentlich hatte er viel Interesse für alles, was Theater und Musik betraf. Er selber hatte eine schöne Singstimme, und es wurde erzählt, er habe in seiner Jugend daran gedacht, zur Bühne zu gehen. Wenn in dem Provinzstädtchen Schauspieler oder Sänger auftraten, pflegte er sie zu sich nach dem Pfarrhof hinaus zu laden und bewirtete sie dann so, daß sie zuweilen in mit Stroh gefüllten Erntewagen zurückgefahren werden mußten.

Hier berühre ich eine Schwäche von ihm, die ich der Wahrheit halber nicht verhüllen darf. Er war ein großer Liebhaber der Freuden der Tafel. Es hieß, daß er den besten Weinkeller im Regierungsbezirk habe, und er trank jeden Tag mehrere Gläser reinsten Traubenweins zu seinem Mittagessen. Aber bei Hochzeitsfesten und Kindtaufen bei den Bauern schlug er deswegen keineswegs die einfacheren Waren aus, die man ihm dort zu bieten vermochte; er trank Schnaps und süßen Likör und Kaffeepunsch, nicht selten leider sogar im Übermaß. Im täglichen Leben war er ein sehr gebieterischer Mann, der seinen Pfarrkindern, geschweige denn seinen Untergebenen, nie mehr als zwei Finger reichte: aber bei solchen Gelegenheiten büßte er alle Würde ein. Er konnte sogar zudringlich gegen Frauen werden und trank zuweilen, bis er von Sinn und Verstand war. Mehr als einmal habe ich die Laterne getragen, während vier Männer ihn in einer Decke nach Hause schafften und ihn gleich neben dem Tor auf ein Bett in einer kleinen Stallkammer legten, die eigens zu diesem Zweck eingerichtet war. Aber da ich dies hier mitgeteilt habe, so muß auch gesagt werden, daß er am Tage darauf als wahrer Streiter Gottes auf der Kanzel in der Kirche stehen konnte, geläutert in Gebet und aufrichtiger Reue; dann redete er so warm und herzergreifend, daß die ganze Gemeinde erbaut von dannen ging.

Vielleicht, weil ich es mir hinterher niemals merken ließ, wenn ich ihn in seiner Entwürdigung gesehen hatte, war er immer so freundlich gegen mich gestimmt. Wir hatten ja außerdem in der Jagd und in der Musik ein Gebiet, auf dem wir uns in Verständnis begegnen konnten, und er lobte oft meinen Gesang in der Kirche. Meinen Kollegen, Herrn Ovesen, hingegen konnte er kaum vor Augen sehen. Sein Unwille gegen ihn äußerte sich mir gegenüber freilich niemals in Worten, aber er verriet sich in seinen Mienen und in seinem Ton wie auch in einzelnen Andeutungen, so zum Beispiel einmal, als er mit herrlicher Verachtung von Menschen sprach, die förmlich vor »Frömmigkeit stänken«.

Als ich an jenem Nachmittag in den Pfarrhof kam, stand er draußen auf der Treppe und warf seinen Tauben Erbsen hin. »Nun, sind Sie da?« sagte er und forderte mich auf, ihm in das Studierzimmer zu folgen. Ich merkte gleich, daß der Prälat in ihm die Oberhand hatte. Sein Ton war barsch, und er stopfte seine Pfeife und machte sich einen Fidibus, ohne mir einen Stuhl anzubieten. Erst als er selbst Platz vor dem Schreibtisch genommen hatte, sagte er: »Setzen Sie sich!«

Und dann fing er an loszubullern. Es sei abermals Klage über meinen moralischen Wandel eingelaufen, sagte er. Mein Verhältnis zu der Familie in der Waldschenke müsse ich aufgeben; es erzeuge Ärgernis in der Gemeinde. Falls ich es fortsetze, sei er genötigt, meinen Abschied vorzuschlagen.

Ich hatte ganz still dagesessen und dieses angehört. Als er fertig war, sagte ich mit schuldiger Untertänigkeit, daß ich dann wohl auch keine Gnade zu erwarten habe, falls ich die Tochter des Krugwirtes Kren heiratete.

Er war nicht annähernd so überrascht, wie ich gedacht hatte. Er paffte mehrmals stark aus seiner Pfeife und sagte dann: »So sind Sie also wirklich der Vater des Kindes, das sie haben soll?«

Ich werde nie ein einziges von diesen Wörtern vergessen. Mit allen ihren Betonungen klingen sie mir noch in den Ohren, als seien sie in diesem Augenblick gesagt. Ich erinnere mich auch noch ganz genau des ersten Eindrucks, den sie auf mich machten. Ich mußte lächeln. Aber dann ward ich erbost und fing an, den Propst zur Rechenschaft zu ziehen, weil er lose Reden über das Mädchen führte, das ich lieb hatte. Ich geriet so völlig außer mir, daß ich vor ihm auf den Tisch schlug und ihn einen Verleumder nannte, bis mir plötzlich Ellens bleiches Aussehen am vorhergehenden Abend und ihr ganzes sonderbares Wesen in der letzten Zeit einfiel, so unruhig und gleichsam angsterfüllt. Da ward ich unsicher und schwieg. Kalter Schweiß rann mir über die Stirn, ich war nahe daran, umzusinken.

Der Propst hatte sich erhoben. Er verstand wohl, was in mir vorging, denn er wurde im selben Augenblick ein ganz anderer. Er kam hin und legte mir die Hand auf die Schulter, und es war nicht mehr mein strenger Vorgesetzter, kein eifernder Prälat, der vor mir stand, sondern ein warmherziger und mitfühlender Mensch. »Thyssen,« sagte er, »Sie sind ein großes Kind! Aber jetzt sollen Sie sich als Mann zeigen!«

III

Zu der Zeit, von der ich erzähle, lebte hier im Lande eine absonderliche kleine Mannsperson, die überall wohl bekannt war, namentlich wohl aber in Ostjütland und auf Fünen. Er wurde mit vielen Namen genannt. »Der kleine Teufel«, »der rote Teufel«, »der Bandjude« und »Schacherjakob« waren die gewöhnlichsten. Er war ein Beschnittener, ein Heide; er sah zur Seite und verzog den Mund zum Lachen, wenn der Herr Christus genannt wurde.

Er war lächerlich von Gestalt, ein Spirrwipps, dünn und fleischlos wie eine Heuschrecke, hatte kleine, niedrige Beine und kurze Arme. Das Haar war fuchsrot und über dem ganzen Kopf dicht gekräuselt wie der Schopf bei einem Lamm von einem Sommer; das Gesicht war gelb von Sommersprossen, der Mund ein großer Spalt mit frischen Zähnen. Seine Augen waren blau, die Lider rotgerändert und geschwollen.

Er hatte keine bleibende Stätte, sondern wanderte – oder vielmehr lief – das ganze Jahr von Dorf zu Dorf mit einem großen, hölzernen Kasten an einem Riemen über dem Rücken. Die Beine gingen unter ihm wie krumme Stöcke, und ohne seine Eile zu hemmen, begrüßte er alle, die ihm begegneten, mit demselben gemütlichen Zuruf:

»Der Jakob ist wieder da! Hier sind Bänder und Litzen für klein Kjesten! Hier ist Schnupftabak für die alte Muhme! Hier ist Mandelkleie, Seife und wohlriechendes Wasser! Hier ist alles, was das Herz begehrt: Brillen, Broschen, Nadeln, Federn, Scheren, Messer ...«

Ehe er noch die Aufzählung beendet hatte, war er auf seinen Watvogelbeinen schon die Straße entlang geschockt. Der Bauer auf dem Felde, der seinen Pflug angehalten hatte, sah ihm lächelnd nach, aber mit Sorge im Gemüt. Seine Augen folgten dem schwarzen, hölzernen Kasten, der auf dem Rücken des Männleins baumelte; er kannte den Zauber, den der auf Frauen ausübte. Er fürchtete, bei der Heimkehr einige von seinen silbernen Knöpfen oder andres altes Erbsilber gegen neumodischen Staat und unehrlichen Kram vertauscht zu sehen, in dem nicht ein Körnchen Wert steckte. Wieviel war ihm nicht schon von dem besten Familienbesitz abgeschwatzt worden! ... Die Frauen selbst waren dem kleinen Mann gegenüber nie ganz dreist. Sie hielten sich so lange wie möglich fern von ihm; aber niemand widerstand auf die Dauer der fast märchenhaften Verlockung, die von seinem Kasten ausging.

Kam er in ein Dorf, so wählte er ohne Erlaubnis eines der größten, bequemst gelegenen Gehöfte zum Verkaufsort. Er ging in die Stube hinein, sagte kaum Guten Tag, summt eine Melodie vor sich hin, als sei er zu Hause, und fing an, seine Waren auszukramen, ohne sich an Einwendungen zu kehren. Sobald es verlautete, daß der »Bandjakob« gekommen sei, fuhr es wie ein Fieber in alle Frauensleute. Da war plötzlich so vielerlei, was rings umher in den Häusern fehlte. Die eine mußte durchaus Haaröl haben, die andre hatte Ofenputzpulver nötig, die dritte einen Brief Haken oder Knopfnadeln. Keine sprach ein Wort davon, was in Wirklichkeit ihre Unruhe hervorrief, nämlich die Broschen, Ringe, Tuchnadeln und Tonderschen Spitzen, die Jakob auch mit sich führte, lauter deutsche Waren, die über die Zollgrenze geschmuggelt waren, und für die all das andre nur als Vorwand diente.

»Wo die Sau ist, pflegen die Ferkel nicht fern zu sein!« schrie er mit seiner lustigen Rabenstimme, wenn die Kunden anfangen herbeizuströmen, und sein Auge lief lüstern über die vielen rundlichen Frauenkörper hin, die ihn allmählich in einer Art Wildheit umdrängten. Dann hob er mit seiner sommersprossigen Hand eine Nadel oder einen Ring aus Tombak mit einem Stück farbigem Glas darin in die Höhe, ließ das Glas im Licht spielen und rief: »Der Nachlaß einer Königin! Sapphire! Rubinen! ... Seht her! ... Und was kostet wohl das Ganze? Ratet einmal! Fünfzig armselige Reichstaler! Nicht einen lübischen Schilling mehr! Jakob ist freilich ein Jude; aber er handelt wie ein Christ! Menschenliebe ist mein Geschäftsprinzip. Fünfzig Reichstaler für den Schmuck einer Königin! Das ist der Preis! ... Aber wofür verkaufe ich es hier wohl? Du da, Maren, Karen, Sidse ...« Er reichte mit einem verliebten Ausdruck den Gegenstand einem alten, fetten Frauenzimmer oder einem jungen, schüchternen kleinen Mädchen hin und fuhr fort: »Um deiner großen Molkenkruken willen ...« oder »um deiner schönen Augen willen sollst du es für dreißig Reichstaler haben ... nein, für zwanzig Reichstaler ... nein, jetzt will ich ganz toll sein! ... Ich schenke es dir ... für zehn Reichstaler – für fünf Reichstaler. Ach, jetzt bin ich ganz und gar verrückt! (Hier raupte er wie in Verzweiflung sein rotes Haar.) Für drei Reichstaler verkauft Jakob diesen Schmuck aus Gold und Rubinen! für drei Reichstaler, sage ich! ... Sage ich drei Reichstaler? Nein! für zwei Reichstaler und drei Mark verkaufe ich ihn um meiner großen Sünde willen ... Für zwei Reichstaler und vier Küsterläuse verkauf ich ihn ...«

So fuhr er fort, die Kunden mit Geschwätz zu verwirren, und setzte den Preis herab, bis sich endlich eine einbildete, einen vorteilhaften Handel machen zu können und hängen blieb. Oft war er sehr anzüglich in seinen Reden und bediente sich unanständiger Anspielungen, so daß man sich wundern mußte, wie eine ehrbare Frau dergleichen anhören wollte. Aber in dem Punkt ist die Schamhaftigkeit der Frauen von ganz eigner Art. Es ertönte beständig Greinen und Kichern um ihn her, und das alles reizte die Kauflust und steigerte überhaupt die Anziehungskraft, die von seiner Person ausging. Das war es gerade, was Jakob recht gut wußte.

Aber es gab auch solche, die sich zu Hause hielten und ihre Tür verschlossen, solange der Jude im Dorf war, und strenge Mütter hielten ein wachsames Auge über ihren Töchtern, bis sie ihn wieder sicher über die Grenze des Kirchspiels wußten. Solche Leute vermeinten nämlich, daß er auch geheime Liebesmittel in seinem Kasten verborgen habe, und daß er sie auf verbrecherische Weise den jungen Mädchen und Frauen gegenüber in Anwendung bringe, ohne daß sie selbst etwas davon wußten.

Dies mochte nun sein, wie es wollte, auf alle Fälle geschah es mehr als einmal, wenn er in einem Dorf übernachtet hatte und sich schon bei Tagesanbruch wieder auf dem Wege ins Land hinein befand, daß in einer einsamen Kammer eine arme Unglückliche verwirrt und schamerfüllt auf ihrem Bettrande saß und sich in ihrer Verzweiflung an die Stirn und in den Busen griff, ohne die finstere Zauberei fassen zu können, die sie umgarnt hatte.

Jedes Jahr um die Weihnachtszeit kam Jakob hierher in die Gegend und nahm Nachtquartier beim Krugwirt Kren. Um diese Jahreszeit konnte es wohl vorkommen, daß ein mehrtägiger anhaltender Regen die Waldwege unfahrbar machte. Sobald es verlautete, daß ein Wagen im Morast sitzen geblieben war, hörte aller fahrende Verkehr am Krug vorüber auf, bis der Frost kam und eine Brücke über die Erde schlug. Es

konnte daher an solchen Tagen gar traurig und einsam in dem sonst so lebhaften Fährkrug werden. Ein paar zechende Bauern aus der Nachbarschaft, irgendein Krämer oder Wollhändler aus der innern Harde bildeten, außer dem eigenen Hausstand des Kruges, dann die ganze Gesellschaft.

Um die Zeit kam Jakob und mit ihm Leben und Lustigkeit. Obwohl er selbst nie starke Getränke anrührte, lief ihm doch der Mund den ganzen Abend, so viel hatte er zu erzählen. Ich habe selbst einmal, ich gestehe es mit Beschämung, bis tief in die Nacht dagesessen und mich an seinen abscheulichen Reden belustigt, die gar manches Mal Ellen und die andern Mädchen veranlaßten, sich mit dunkelroten Köpfen hinter ihren Spinnrädern zu verkriechen.

Doch nun genug von diesem verrückten Heiden. Er also war es, der Ellen ins Unglück gestürzt hatte. Gott verzeihe ihm die teuflischen Künste, mit denen er dies starke Mädchen dahin brachte, ihm zu Willen zu sein. Denn daß es nicht mit ihrer eigenen Zustimmung geschah, daß sie mit andern Worten überlistet und behext worden war, davon bin ich noch heutigen Tages fest überzeugt. Ich weiß nicht, ob es wirklich geheime Mittel gibt, die den Verstand umnebeln und den Menschen der Gewalt der Triebe preisgeben. Der Umstand, daß die Dichtung aller Länder und aller Zeiten sich so eifrig mit Liebestränken und dergleichen beschäftigt hat, könnte wohl darauf hindeuten. Im übrigen aber erscheint es mir keineswegs notwendig, solche vorauszusetzen, um die Willenlosigkeit des Menschenherzens in dem Umfängen der Leidenschaften zu erklären. Wahrlich! Die Liebe ist eine Besessenheit. Niemand weiß, woher sie kommt; niemand kennt ihre Wege; niemand weiß Rat für ihr Weh. Sie kommt und schwindet nach Gesetzen, die dunkel sind und rätselhaft und uns mit Grauen erfüllen. Sie ist die Lust und der Fluch unseres Lebens, unsere Seligkeit und unsere ewige Pein, unser Himmelreich und unsere Hölle.

Ich geriet ganz außer mir, als Propst Hjorts Worte über Ellens Zustand von andern bestätigt wurden und mir dadurch der Zusammenhang klar ward. Ich nahm in der folgenden Zeit mehrmals die Flinte von der Wand herunter, um mir ein Leid anzutun. Ich trug mich auch mit dem Plan, die Schule und alles im Stich zu lassen, um hinausziehen und den Verführer suchen zu können und ihn, wenn ich ihn träfe, wie einen rädigen Hund totzuschießen. Dank dem Machtspruch des Propstes beruhigte ich mich jedoch allmählich.

Ellen wollte ich aber nicht wiedersehen. Mehr als zwei Wochen hielt ich mich von dem Waldkrug fern. Dann schickte sie eines Abends nach mir; ich müsse durchaus kommen; der Vater liege in den letzten Zügen und wolle gern mit mir reden, und sie fürchte sich auch, die Nacht über mit ihm allein zu sein. Ich ging gleich hin. Ellen kam mir auf der Diele entgegen, sie hatte mich kommen hören. »Ach, Thyssen,« sagte sie nur.

Als wir in den Bereich des Lichtes traten, sah ich gleich, was andre schon längst gesehen hatten; doch ich wandte die Augen ab und ließ mir auch später nichts merken. »Warum sind Sie so lange nicht hier gewesen?« fragte sie. Aber ich konnte an dem Ton hören, daß sie den Grund kannte. Darum antwortete ich auch nicht.

Der Krugwirt Kren lag da und wimmerte leise vor sich hin. Der Propst war am Nachmittag dagewesen und hatte ihm das heilige Mahl gereicht; aber trotzdem konnte er keine rechte Ruhe finden. Er war sehr verändert; der Doktor hatte ihn am

vorhergehenden Tage geschröpft, und er war so gelb im Gesicht wie die Bettücher, in denen er lag. Er versuchte, mit mir zu sprechen, aber er konnte nicht recht Luft dazu bekommen. Die Brust ging auf und nieder wie ein Orgelbalg. Endlich verstand ich, daß ich ihm etwas vorlesen sollte, und ich nahm die Bibel, die ich eigens zu dem Zweck von Hause mitgebracht hatte, und fing mit einem der Briefe Pauli an. Aber er winkte mit der Hand ab und zeigte nach dem Bord unter der Decke hinauf. Hier fand ich ein in Papier gewickeltes, altes schwäbisches Gebetbuch; und nun begriff ich, warum er gerade nach mir geschickt hatte. Er wußte nämlich, daß ich seiner Muttersprache einigermaßen mächtig war.

Damit er hören konnte, was ich las, mußte ich mich dicht an den Rand des Bettes heransetzen. Ellen stand hinter mir und hielt das Licht. Wir kamen einander dadurch so nahe, daß ich das Pochen ihres eigenen Herzens wie auch den andern Laut in ihr hören konnte. Daher hatte ich selbst gar keine Gedanken für das, was ich las. Ich hörte wohl nicht einmal meine eigenen Worte. Aber auf den armen sterbenden Mann übten sie eine wunderbare Wirkung aus. Er ward auf einmal ganz ruhig, ja es kam zuletzt etwas ganz Verklärtes über sein fahles Gesicht mit den geschlossenen Augen, während er murmelnd die fremden Worte wiederholte. Es war, als wenn der Klang dieser eigenartigen Gebete, die er wohl in seiner Kindheit aus dem Munde seiner Mutter gelernt hatte, dem großen Sünder die Pforten des Paradieses öffneten und seinem Herzen Frieden spendeten.

Um fünf Uhr morgens ward er erlöst. Wir hörten nur einen einzigen Seufzer. Ich schloß ihm die Augen und legte ihm die Knie gerade; und als es uns klar geworden war, daß wir beide jetzt allein im Hause geblieben waren, wagten wir nicht, einander anzusehen. Ich ging dann ins Dorf und in die Kirche hinauf, um die Seele in das Himmelreich hineinzuläuten.

Späterhin am Tage kehrte ich zurück, und Ellen ging mir zur Hand, als ich den Toten auf Stroh bettete. Aber plötzlich lehnte sie sich mit einem heftigen Schluchzen an meine Schulter. Ich fühlte sehr wohl, daß dies Weinen nicht dem Kummer über den Vater galt. Sie weinte über sich selbst und über unser gemeinsames verlorenes Glück.

IV

Mit des Krugwirt Krens Tode glitt der einstmals so bekannte Fährkrug ganz in die Vergessenheit hinein. Jahr für Jahr verfiel er mehr und mehr. Ein Wald von Nesseln wuchs um seine alten Mauern und verbarg Schleifstein und Fußriemen; und drinnen, hinter der verschlossenen Tür und den buntversengten Fensterscheiben wohnte Ellen den Rest ihres Lebens als lebendig Begrabene.

Es geschah nämlich, daß, als erst das Unglück dies stolze Mädchen gefangen hatte, es sie nicht wieder frei gab. Einige Monate nach des Vaters Tode gebar sie eine Tochter, die nach ihrer Mutter genannt wurde und den Namen Martha erhielt. Es war eine der schlimmsten Entbindungen, von denen die Wehmutter zu erzählen wußte. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht schwebte sie in den Armen des Todes. Das Leben behielt sie freilich, aber ein paar Tage darauf stieg ihr die Milch zu Kopf und nahm ihr den Verstand. Sie war immer ein wenig schwerfällig im Denken gewesen, und ohne das hätte ihr Verführer auch wohl niemals Gewalt über sie gewonnen, vermute ich. Aber nun wurde sie vollkommen stumpfsinnig, erinnerte sich an nichts mehr von dem, was mit ihr vorgegangen war, und schwankte umher wie in einem beständigen Rausch. Es war ein Jammer zu sehen.

Trotz Propst Hjorts Warnungen und Ermahnungen sah ich noch jedesmal Blut vor meinen Augen, wenn ich an den infamen Juden dachte. Ich würde nicht davor zurückgeschreckt sein, ihm den Garaus zu machen, wenn ich ihm damals gegenübergestanden hätte. Doch der liebe Gott bewahrte mich davor, einen Totschlag auf mein Gewissen zu laden. Jakob ließ sich nämlich nie wieder in unserer Gegend blicken. Er hatte wahrscheinlich von den Drohungen gehört, die ich ganz offen gegen sein Leben ausgestoßen hatte. Aber Gott nahm selbst die Rache in seine Hand. Einige Jahre später wurde Jakob ausgeplündert und von Straßenräubern totgeschlagen bei Vissenborg, drüben auf Fünen, gefunden.

Der Krugwirt Kren war, als er starb, ein armer Mann; er hinterließ nicht mehr an barem Gelde, als daß es gerade zur Beerdigung ausreichte. Aber zum Kruge gehörte ein Stück Land von ungefähr vier Tonnen Äckern und Wiesen, und Ellen hatte gerade noch so viel Verstand behalten, daß sie eine Kuh und ein paar Schafe besorgen konnte, und im übrigen mußten sie und das Kind von dem leben, was noch von der Landstraße für sie abfallen konnte. So war es denn nach jeder Richtung hin ein trauriges Leben, das ihr beschieden war. Es schnitt einem ins Herz, das mit ansehen zu müssen. Und am schlimmsten war es, daß man nicht helfen konnte. Sie hatte die Gewohnheit, erst aus dem Bett aufzufahren, wenn es heller Tag war; und selten kam sie so weit, sich ganz anzuziehen, sie schlumpte in ihrem Unterrock umher, während ihr das Haar ungekämmt über den Rücken hinabhing, immer beschäftigt, ohne jedoch jemals etwas auszurichten. Draußen unter den Leuten ließ sie sich niemals sehen. Jahrelang kam sie nicht über ihre eigene Stubenschwelle hinaus. Infolge dieses vielen Drinnensitzens wurde ihr schon im voraus stark entwickelter Körper fast ebenso unförmig, wie der ihres Vaters gewesen war. Hierzu trug wohl auch der Umstand bei, den ich hier nicht verschweigen will, daß sie ein wenig schnapste.

Der Tag verstrich für sie in der Regel ohne irgendwelche Unterbrechung dieses armen Schattendaseins. Aber regelmäßig um die Sonnenuntergangszeit tauchten ein Paar verkommene Gestalten in der Nähe des Kruges auf und setzten sich um den alten Schenktisch in der Stube. Das waren die letzten Reste von Krugwirt Krens ehemaligen Saufbrüdern, fünf, sechs Wracks dort aus der Gegend, die hier zur Dämmerstunde eine Art Klub abhielten und gemeinsam eine Flasche Branntwein leerten. Da ich mich dort zuweilen selbst zu dieser Zeit einfand, wenn auch freilich zu einem andern Zweck, nämlich um die kleine Martha ein wenig zu beaufsichtigen, so bin ich in der Lage, dies und jenes in bezug auf diese sonderbare Trinkgesellschaft niederzuschreiben:

Da war erstens der alte Jäger Martin, von dem ich nur bemerken will, daß er so abhängig vom Branntwein war wie nur irgendein Mensch, den ich je gekannt habe; was sich auch deutlich zu erkennen gab in seinem verunstalteten Gesicht und namentlich an seiner großen, pickeligen Nase, die einer ungeheuren Himbeere glich. In Wirklichkeit war er jedoch keineswegs ein Trunkenbold, er konnte sich in der Beziehung durchaus nicht mit einem Schnapsbruder, wie es der Krugwirt Kren war, messen. Aber es war ihm ein Lebensbedürfnis geworden, ununterbrochen einen Branntweingeschmack auf der Zunge zu haben. Wenn er nach dem Glas griff, feuchtete er nur gerade die Lippen an; dafür aber geschah das freilich in einem Zwischenraum von wenigen Minuten. Sobald er durch die Verhältnisse zu nur einer halben Stunde Enthaltensamkeit gezwungen wurde, war er krank, und ihn befiel ein Schüttelfrost.

Ich bin mehrere Male mit ihm auf die Krähenjagd gegangen, und da habe ich denn bemerkt, wie er jeden Augenblick eine kleine Flasche verstohten aus der Tasche zog und sie an den Mund führte. Auch des Nachts soll er die Flasche bei sich gehabt haben. Im übrigen war er ein ordentlicher Mensch und sehr tätig. Er war nach eigener Aussage bisher nur ein einziges Mal krank gewesen und hatte bei der Gelegenheit sogar den Tod durch seine eigene Entschlossenheit zum Narren gehabt. Der Doktor war bei ihm gewesen und hatte gesagt, er könne nicht mehr leben, und in der Nacht hatte er deswegen in Todesangst und Verzagttheit wach gelegen. Da fiel ihm eine Flasche mit Eierkonservierungswasser ein, die er einmal auf einer Auktion gekauft hatte, und nun dachte er, daß, wenn solch Wasser Eier einen ganzen Winter hindurch frisch zu erhalten vermochte, es einem Menschen doch vielleicht auch ein wenig aufhelfen könne. So ließ er sich denn die Flasche bringen und trank die Hälfte davon; und nicht lange nachher brach ein heftiger Schweiß bei ihm aus, der ihm das Leben rettete.

Von den andern festen Abendgästen in Ellens Stub will ich noch Lars Kyndby oder Lars Einauge nennen, wie er genannt zu werden pflegte, seit ihm das eine Auge bei einer Prügelei ausgeschlagen war. Er war ein wahrer Hüne, gichtbrüchig und gebeugt wie er war, denn auch das eine Bein hatte einen Fehler, der ihn zwang, mit der Krücke zu gehen. Aber trotzdem war er immer lustig, und selbst noch als Krüppel war seine Hand gefährlich, wenn der heftige Sinn über ihn kam. Dessenungeachtet war auch er im Grunde ein gutherziger Mensch, den man liebhaben mußte. Einmal, als er ein ganzes Jahr wegen eines Überfalls gesessen hatte, fragte ich ihn, was seine Frau dazu sagte. Da lachte er auf seine grunzende Art und Weise und sagte:

»Das is ganz egal, Laus, sagt sie – wenn bloß das Herz gesund is!«

Ich kann bezeugen, daß dies keine Prahlerei war. Er führte ein glückliches Familienleben, wurde von seiner Frau und seinen Kindern geliebt, von seinen Freunden

bewundert und von allen gefürchtet, die ihn nicht kannten.

Die andern Gäste um den Schenktisch waren: der taube Fährmann Anders, der kleine Weber Zacharias und der alte Musikant Franz Mikkelsen. Endlich der schwermütige Steinhauer Sören, der immer »Ach Gott!« sagte, wenn er sich hinsetzte, und »Herr Jesus!« wenn er trank, und aus dessen Munde man nie etwas andres hörte als solche tiefen Herzensseufzer.

In diesen Verhältnissen und unter diesen Menschen wuchs die kleine Martha auf.

Ich hatte dies Kind geliebt, noch ehe es zur Welt gekommen war; ja ich kann wohl sagen, daß es im Verein mit Propst Hjorts kräftiger Ermahnung dies Gefühl war, was mich in meinem großen Liebeskummer ausrecht hielt. Es war dies ein Gefühl, das ich zu Anfang selbst nicht verstand und dessen ich mich oft schämte. Aber es gereichte mir gleichzeitig doch zu großer Freude in meiner Einsamkeit. Etwas in mir forderte Anteil an diesem kleinen lebenden Wesen, dessen richtiger Vater ich ja auch nur durch einen Unglückszufall nicht geworden war.

Wie man verstehen wird, wünschte ich manch liebtes Mal, daß ich dies Kind von der kranken Mutter und ihrer Umgebung hätte entfernen können, um ihm ein besseres und lichter Heim zu schaffen; aber – leider! – meine unsagbare Armut, die der Fluch meines Lebens gewesen ist, machte mich hilflos gegenüber den Gefahren, die drohten. Schließlich bildete ich mir selbst ein, daß keine Gefahr vorhanden sei. Der Selbsterhaltungstrieb veranlaßt uns, vor den Gefahren, die wir doch nicht abzuwehren vermögen, die Augen zu schließen. Besäßen wir Menschen nicht diese Fähigkeit, uns blind oder doch kurzsichtig zu machen, so würde der Gedanke an unsre Lieben, die Angst um ihr Schicksal, rettungslos alle diejenigen niederschlagen, die imstande sind zu lieben.

Martha wuchs als Ebenbild ihres Vaters heran. Sie bekam rotes Haar, ward sommersprossig, schwächlig, hastig in allen ihren Bewegungen und rastlos wie ein Eichhörnchen. Nur die Augen hatte sie von der Mutter geerbt. Sie waren groß, tief und dunkel. Wie sie da hoch oben unter den Brauen lagen, umgeben von langen, hellen Wimpern, erinnerten sie an den See da drinnen im Walde an goldenen Herbsttagen, wenn der Waldkranz seine Schatten in die stillen, dunklen Wasser hinabsenkte.

Als Kind lebte sie, sozusagen, sich selbst überlassen, lief im Walde umher oder saß unten am Bach und fing Stechlinge mit den Händen. Gar manches Mal, wenn die Mutter sie vergessen hatte, konnte ich sie weit von Hause entfernt finden. Alle Tiere im Walde und auf dem Felde waren ihre Spielgefährten. Sie kletterte in die Bäume hinauf, um nach den Vogelnestern zu sehen. Sie wühlte in dem welken Laub nach Mäusen. Und sie war kein empfindsamer Kamerad. Fand sie eine zerquetschte Kröte in einer Wagenspur der Landstraße, so untersuchte sie sie ohne Teilnahme und stieß sie schließlich mit der Schnauze ihres Holzschuhs weg. Wenn ich ihr dann vorhielt, wie unrecht das sei, sah sie mich verständnislos an. Ermahnungen verstand sie überhaupt nicht. Sobald ich sie schalt, ließ sie meine Hand los und ward verstimmt.

Mit dem siebenten Jahr kam sie zur Schule. Der Waldkrug gehörte zum Lihmer Kirchspiel, wodurch sie unter die Obhut meines Feindes, des Herrn Ovesen, kam. Die Kinder der wohlhabenden Bauern hielten sich absichtlich von allem Umgang mit ihr fern; aber auch solche, die ihr in bezug auf die Verhältnisse mehr gleichgestellt waren,

verhielten sich scheu und verlegen diesem fremdartigen Kind gegenüber, von dessen Herkunft sie so viel Abenteuerliches hatten erzählen hören, und dessen Wildheit und unberechenbare Einfälle sie daher doppelt beängstigten.

Herr Ovesen kannte, wie alle Leute, meine Liebe zu diesem Kinde und machte sich daher eine Freude daraus, es noch mehr zu quälen und zu demütigen; und dieser Umstand, daß das unschuldige Wesen um meinetwegen Verfolgung erduldet, knüpfte mich nur noch inniger an die Kleine. Im übrigen glaube ich nicht, daß Martha selbst irgendeine Empfindung von Zurücksetzung oder Beeinträchtigung hatte. Jedenfalls merkte man es ihr niemals an. All dergleichen glitt so sonderbar an ihr ab. Es machte überhaupt nur wenig Eindruck auf sie. Trotz ihres unsteten und im Grunde heftigen Gemüts nahm sie alles wie eine Schickung hin und war immer heiter und zufrieden, wenn ich nach beendeter Schulzeit nach dem Waldkrug hinauskam.

Noch klopft mein altes Herz, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo sie mir entgegensprang wie ein junges Zicklein, sobald sie nur meine Schritte auf der Brücke hörte. Hastig entriß sie mir meinen Stock oder meine Flinte, um sie, sobald wir in die Stube gekommen waren, in die Ecke zu stellen. Dann warf sie sich mir auf den Schoß und begann eifrig alle meine Taschen zu durchsuchen, in denen ja in der Regel irgendwo etwas Gutes versteckt war, ein wenig Zuckerwerk, ein paar Backpflaumen oder dergleichen. Ich entsinne mich mit Wehmut der vielen lustigen Stunden, die wir in Vertraulichkeit zusammen verplaudert haben. Ich sehe das untersuchende Lächeln, mit dem sie mich am Bart zupfte, bis sie schließlich ganze Büschel in der Hand behielt; ich höre ihr übermütiges Lachen, wenn sie meine Nasenlöcher mit Erde oder Papier füllte, um mich zum Niesen zu bringen.

In dem Sommer, als Martha dreizehn Jahre alt wurde, war sie schon eine vollständige kleine Jungfrau, auf deren schlanker und geschmeidiger Gestalt die Augen der Männer mit Wohlgefallen ruhten. Mit ihrem roten Mieder und ihren kurzen Hemdärmeln, mit ihrer sonnverbrannten Haut und dem wirren Haar sah sie entzückend aus, trotz der Farbe des Haares und der großen Sommersprossen. Leute, die auf dem Wege vorüberfuhren und sie in der Tür stehen sahen, in ihrer Lieblingsstellung, den einen nackten Fuß in die Höhe gehoben hinter sich, in der Hand ruhend, wandten sich unwillkürlich nach ihr um; und als sie heranwuchs, geschah es immer häufiger, daß Touristen und andere Reisende hier rasteten und sich in die Krugstube setzten, um ein Glas Milch oder eine Tasse Kaffee zu trinken.

Die festen Abendgäste der Mutter waren ihre guten Freunde. Vielleicht war sie gerade mit ihnen am glücklichsten. Ich sah mit Kummer und – ich gestehe es gern ein – mit ein wenig Eifersucht, wie wohl sie sich immer in ihrer Gesellschaft fühlte. Ihre grobe Sprache, ihre Flüche und ihre Zänkereien, ja selbst ihre Trunkenheit und ihre unanständigen Geschichten ergötzten sie, so daß sie ihr etwas gellendes Lachen aus vollem Halse ertönen ließ. Namentlich hatte sie ihre Freundschaft auf Lars Einauge geworfen, dem sie sogar Freiheiten, wie sie zu küssen und zu liebkosen, gestattete. Ich hatte gehofft, daß sich das Verhältnis ändern würde, wenn sie erst erwachsen war; aber es änderte sich auf alle Fälle nicht zum Bessern. Sie konnte einen ganzen langen Winterabend dasitzen und das Geschwätz dieser halbtrunkenen Kerle mit Entzücken anhören. Gemütlich in ihren Binsenstuhl zurückgelehnt, die Fersen auf dem Stuhlsitz und die Finger um die Knie geschlungen, saß sie da mit zwinkernden Augen, die von

dem Dampf ihrer Pfeifen entzündet wurden, und mit einem großen, wunderlich starrenden, fast grausamen Lächeln um den blutroten Mund. Am allermeisten ergötzte es sie, wenn auch ihre Mutter sich betrank, was leider immer häufiger vorkam. »Die Sau« nannte sie sie geradeheraus und lachte über alles, was sie in ihrem traurigen Zustand unternahm.

Mit tiefer Betrübniß im Herzen war ich Zeuge all dieser Selbstvernichtung. Ich ahnte, in welches Elend ein solches Leben das Kind führen mußte; aber ich konnte ja auch jetzt nicht helfen. Als Martha sechzehn Jahre alt war, wurde sie schon verlobt. Lars Einauge, Franz Nikkelsen und die andern alten Saufbrüder des Großvaters hatten sich selbst als eine Vormundschaft dort im Hause eingesetzt und einen Verwandten von Fährmann Anders zu Marthas Bräutigam ausersehen. Es war dies ein Waldarbeiter, Jesper Andersen, ein großer, breiter, stiernackiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, der sich in der Umgegend keines guten Leumundes erfreute und wegen seiner klotzigen Gestalt unter dem Namen »die Kruke« bekannt war. Sein Gesicht mit den kleinen, mißtrauischen, überall zugegebenen Augen hatte mir niemals gefallen wollen. Er kam jetzt immer häufiger zusammen mit den andern Abendgästen in den Krug, und ich konnte es ihm ansehen, daß er mich haßte. Sicher hatte er erfahren, daß ich nach Kräften den Heiratsplänen entgegenzuarbeiten suchte, sowohl bei Martha selbst wie auch bei der Mutter.

Ich konnte indessen nichts ausrichten. Martha selbst war gleichgültig. Verheiratet müsse sie sich ja doch einmal, sagte sie, und was bedeutete da der Name? Jesper, Peter, Kristian – es war wahrhaftig nicht wert, sich wegen des Unterschiedes aufzuregen, der da vielleicht vorhanden war. Da war ja freilich ein kleiner Müllergesell, der ihr einmal seine Liebe erklärt hatte und dem sie sich vielleicht ganz gern verlobt haben würde. Aber wenn nun die Alten Jesper vorzogen, so konnte sie sich ihnen ja gern fügen. Jesper war außerdem ein tüchtiger Arbeiter, der Brot und Zubrot verdiente. Daß er ein wenig wild und unbändig war, das gefiel ihr im Grunde gut.

Über alles, was ich ihr in bezug auf die Liebe und ihre Heiligkeit vorhielt, lachte sie und fand es »zu komisch«. Überhaupt, je älter sie wurde, um so weniger Gewalt hatte ich über ihr Gemüt und ihre Denkweise, um so mehr entglitt sie meinen Händen – glitt sie in die der andern hinüber. Sie ließ sich allmählich widerstandslos von dem jungen Mann liebkosen, und zwar oft auf eine sehr zudringliche Weise. Zu andern Zeiten spielte sie ihm gegenüber die Spröde, ließ ihn seinen Spottnamen hören und spie ihn an. Kurz, sie benahmen sich mehr und mehr wie ein Paar richtig Verlobte.

Aber dann geschah um die Frühlingszeit etwas, das ihr auf einmal die Augen öffnete. Ich kann im Grunde nichts weiter davon berichten, als was ich seinerzeit aus ihren eigenen ziemlich verwirrten und ganz unfreiwilligen Geständnissen geschlossen habe. Aber ich glaube doch, den richtigen Zusammenhang gefunden zu haben.

Propst Hjort hatte im vorhergehenden Jahr den Kummer gehabt, seine Frau zu verlieren, mit der er trotz allem außerordentlich glücklich gelebt hatte. Die menschliche Schwäche des Propstes störte überhaupt weder den Frieden noch die Ordnung im Pfarrhause. Sein Benehmen der Pröpstin gegenüber war beständig rücksichtsvoll, ja ritterlich. Er ließ sich niemals vor ihr blicken, wenn er berauscht war; und sie ihrerseits ließ sich nichts davon merken, wenn sie von seinen Ausschreitungen gehört hatte. Man darf außerdem nicht vergessen, daß Trunkenheit damals ein sehr allgemeines Laster

unter den Geistlichen war und sie in den Augen der Leute nicht der Achtung beraubte. So kann ich zum Beispiel anführen, daß von den andern geistlichen Herren in der Propstei drei ganz dem Trunk ergeben waren. Einer war obendrein anerkanntermaßen verrückt, nämlich Pastor Hassing in Hjerup und Eskelunde. Er machte sich unter anderm ein Vergnügen daraus, die Leute am Abend zu erschrecken, indem er, in ein Bettuch gehüllt, im Dorf umherschlich und Gespenst spielte.

Der Tod der Pröpstin machte den Propst alt. Da er es selber fühlte, entschloß er sich, einen Kaplan zu nehmen. Ein junger Kandidat von den Inseln, namens Berthelsen, erhielt die Stellung. Er war ein gelehrter Mann, aber, was das Äußere betraf, nicht sonderlich bemerkenswert. Eine große, schlanke, ziemlich eckige Gestalt, ein langes, bleiches Gesicht mit dunklem Flaum am Kinn und einer Brille. Er kam um die Fastnachtszeit nach dem Pfarrhof, und schon zu Ostern verlobte er sich mit der zweiundzwanzigjährigen Tochter des Propstes, Fräulein Rebekka. Sie war das Ebenbild des Vaters, groß, blond, herrlich von Gestalt. Ich glaube sicher, sie war eine der begehrenswertesten Frauen, die jütische Erde und Luft und Blut hervorgebracht haben; und – was das Beste dabei war – sie wußte es selber nicht.

Der Propst war nicht gerade sehr entzückt von der Partie. Fräulein Rebekka war sein einziges Kind, und da sie ja nicht ohne Mittel war, hatte er wohl auf eine standesgemäßere Partie für sie gehofft. Pastor Berthelsen war außerdem in religiöser Beziehung aus einer andern Schule als der Propst, was diesen oft erregte. Daß Fräulein Rebekka übrigens selbst zufrieden war, daraus machte sie kein Hehl. Sie war eine stille, nach innen gewandte, sogenannte schwärmerische Natur, und das Liebesglück machte sie noch ernsthafter. Den neuen Sitten der Zeit folgend, bewegte sie sich mit ihrem Verlobten völlig frei in der Umgegend, und es wurde viel über das Verhältnis geredet. In seiner Verliebtheit vergaß das junge Paar nämlich oft, daß sie nicht die einzigen Menschen in der Welt waren. Ganz offen gingen sie, zärtlich umschlungen und in ihre Unterhaltung vertieft, auf der Landstraße. Und wenn sie sich begegneten oder sich trennten, küßten sie einander wie Geschwister, ohne es vor irgend jemand zu verbergen. Ich entsinne mich auch, daß ich sie eines Abends in der Frühlingszeit in einem Boot draußen auf dem Fluß sah. Sie saßen Hand in Hand nebeneinander im Achtersteven. Ganz regungslos saßen sie da und sahen träumend in das Märchenland des Sonnenunterganges hinein, während das Boot von selbst den Strom hinabglitt und Fräulein Rebekkas langer Schleier in der ruhigen Luft hinter ihr drein wogte.

Es gab viele, die über sie lachten, und anfänglich tat Martha es auch. Sie hatte sie ein paarmal auf ihren Spaziergängen gesehen, und einmal waren sie sogar im Waldkrug gewesen, um sich ein Glas Milch geben zu lassen. Martha erzählte mir hinterher ausführlich davon. Erst hatte Fräulein Rebekka getrunken, und als sie dem Kaplan das Glas reichte, hatte der gesagt: »Danke, mein Lieb!« Und dann hatten sie sich auf eine Weise in die Augen gesehen, daß sie hatte aus dem Zimmer gehen müssen, um nicht vor Lachen loszuplatzen.

Ich hatte nun freilich ein Gefühl, als wenn das Lachen nicht ganz natürlich ausgefallen wäre. Wie dem auch sein mag, dieser zärtliche Blick hat ihr jedenfalls hinterher eine Welt des Glückes erschlossen, die von anderer Art war, als wie sie sie bisher gekannt hatte und von der sie ausgeschlossen war. Sie selbst sprach nie davon, und wahrscheinlich ist es ihr erst nach und nach klar geworden. Sicher aber hat die

Erinnerung an die beiden Liebenden ihr jedesmal einen Stich ins Herz versetzt, wenn in Zukunft ihr eigener Bräutigam seine plumpen Annäherungsversuche machte. Das Verhältnis zwischen ihr und dem großen Jesper wurde wenigstens nach jener Zeit ein ganz anderes. Es war deutlich zu sehen, daß sie ihn mied. Es kam in seiner Gegenwart etwas Scheues über sie. Sie antwortete ihm spöttisch, und die Reibungen zwischen ihnen nahmen einen immer heftigeren Charakter an.

Eines Abends, als ich ein wenig spät in den Krug kam, saß sie vor der Tür auf der Fliese und starrte vor sich hin, das Kinn in die Hände gestützt. In der Stube war Licht angezündet, und ich konnte schon von weitem hören, daß der Branntwein denen da drinnen zu Kopf gestiegen war. Ich konnte Jesper wie auch Lars Einauge hören; jener hatte offenbar einen seiner großen Tage.

Wahrscheinlich infolge des Gezänks da drinnen hatte mich Martha nicht kommen hören. Ich meinerseits war so überrascht, als ich sie da sitzen sah, namentlich aber über ihren Gesichtsausdruck, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Ihre Gedanken waren offenbar weit weg. Der Abendschein fiel gerade auf ihr bleiches Gesicht, das sonderbar zusammengedrückt und gleichsam in schwermütiger Ruhe versteinert war.

Als ich mich von neuem näherte, fuhr sie zusammen und stand hastig auf. Ich rief sie an, aber sie sah mich unwillig an und ging hinein.

V

Liebe! ... Wie viele Hunderte von Malen haben wir nicht in unsrer Kindheit Unschuld in Romanen und Erzählungen über dies Wort hinweggelesen, ohne uns etwas dabei zu denken, weil wir nicht wußten, was es bedeutete. Aber dann kommt ein Tag, wo es von einem zitternden Lichte, einem mystischen Schein, einer göttlichen Glorie umgeben ist. Wenn wir die Hand vor die Augen halten und in unsern Gedanken das Wort wiederholen, senkt sich uns eine ernste Feierlichkeit in das Gemüt. Halb neugierig, halb ängstlich ahnen wir mit Leib und Seele die düstere Glückseligkeit, die diese sechs Buchstaben enthalten.

Und dann vergehen wieder ein paar Jahre, und wenn wir nun auf das Wort stoßen, strahlt es vor unsern Augen wie mit goldenen Buchstaben gedruckt oder von Rosen umrankt oder mit dem rotesten Herzblut geschrieben. Liebe! Liebe! ... Es sproßt neues Leben in uns, wenn wir nur das Wort vor unsern Ohren klingen hören. Es ist die Musik der Sphären. Es ist Engelsgesang. Der Himmel tut sich über unserm Haupte auf. Wir schauen hinein in die Ewigkeit.

Und wieder geht ein Jahr dahin, ein langes, wundervolles Jahr. Der Himmel hat sich geschlossen; aber die Welt ist eine andre geworden, ist reicher geworden und tiefer, und das Geheimnisvolle in ihr macht uns süß erschauern. Die Luft ist mit Tausenden von eigenartigen Klängen angefüllt. Der Wald und der Wind flüstern den Namen der Geliebten. Jedes noch so geringe Geschehnis füllt unser Auge mit Tränen. Die Gedanken haben keine Ruhestätte. Alles macht uns träumen. Ein plötzlicher Windstoß wird zu einer heimlichen Botschaft von der Geliebten. Ein flatterndes Blatt, das unsre Wange streift, wird ein Kuß und macht uns erbeben. Und sitzen wir in der Dämmerstunde am Fenster, während ein schweres, abendliches Sausen durch die Bäume des Gartens geht, gleich zaubern wir aus den Wolken des Sonnenuntergangs ein ganzes Paradies der Liebe hervor, einen Liebesgarten voll Rosenduft und Nachtigallensang.

Aber wenn der Gedanke von solchen seligen Wanderungen zwischen goldenen Wolken sich wieder auf die Erde herabsenkt, füllt sich das Herz mit Mißmut, ist es zum Zerspringen voll von Angst. Alles hier unten erscheint dann so trostlos und öde, am meisten natürlich für denjenigen, den das Leben auf seine Schattenseite gesetzt hat. Das arme Mädchen faltet hilflos die Hände im Schoß und sieht sich in dem leeren Zimmer um. Nie wird das Wunderreich ihr seine Tore erschließen. Nie wird sie die seligste Lust kennen lernen. Es geschieht ja nur im Märchenbuch, daß Ritter Robert an die Tür der armen Hirtin pocht. Jedenfalls weiß sie jetzt, was es gilt. Ein Spiel, das Entehrung kostet. Ein kurzer Tanz, der im Torfmoor endet.

Martha wurde in diesem Sommer immer wunderlicher. Ich war nicht der einzige, der das bemerkte; auch ihre »Vormünder« fingen an, den Kopf bedenklich zu schütteln und nach dem Grunde zu ihrem veränderten Benehmen dem Mann gegenüber zu fragen, den sie für sie ausersehen hatten. Jesper selbst hatte offenbar Mißtrauen gegen mich gefaßt. Er ging mit blutunterlaufenen Zügen umher und sah mich wütend an, wenn ich kam. Er verließ seine Arbeit mitten am Tage, um sie überlisten zu können, und des

Nachts stand er, mit einem großen Knüttel bewaffnet, unter ihrem Fenster auf der Lauer. Dies erfuhr ich von Männern aus Lihme, die vorübergefahren waren. Aber Martha verriet ich nichts davon.

Auch in den andern Dörfern fing man an, darüber zu reden, und man stichelte auf Jesper, wo er sich zeigte. Eines Tages hatte einer der andern Waldarbeiter ihn geradeheraus gefragt, ob er seine Braut jemals geküßt habe. Der Scherz kostete den Burschen ein blutiges Maul und einen gebrochenen kleinen Finger; und dadurch kam die Sache noch mehr in der Leute Mund.

Eines Tages kam auch im Pfarrhaus das Gespräch darauf. Ich entsinne mich, daß ich gewissermaßen selbst die Veranlassung dazu war, und ich will nun ein wenig davon erzählen.

Es war ein warmer Tag, wohl im Juni; ich machte nach der Schulzeit meinen gewöhnlichen Sonnabendgang nach Lihme, um mir die Gesangnummern von dem Propst zu holen. Auf dem Wege begegnete ich einem kleinen, watschelnden Mann, den ich gut kannte. Er hatte kürzlich ein Stück Heideboden nördlich von Lihme gekauft und hieß Mads Madsen oder »der kleine Mads«, wie er meistens genannt wurde, weil er so kurzbeinig war. Sein rundes Gesicht strahlte vor Freude und Zufriedenheit, und ich brauchte nicht nach dem Grund zu fragen. Er war nämlich mit einem schönen jungen Mädchen aus Lihme verlobt und wollte an einem der nächsten Tage Hochzeit machen.

Auch seine Braut und ihre Eltern waren mir nicht unbekannt. Es waren arme Kätner, der Mann ein unglücklicher Krüppel, der meistens auf seinem Bett lag und hustete; die Frau aber hatte eine geschickte Hand, war tüchtig in ihrer Arbeit und bestimmt. Man sagte, daß sie auch die Partie zustande gebracht und daß sich das Mädchen selbst bis zuletzt gestäubt habe.

Wir standen eine Weile still und sprachen von seinem neuen Haus, das er zur Hochzeit frisch hatte decken und weißen und auch inwendig instandsetzen lassen. Als wir uns trennten, bat er mich, gelegentlich einmal einzusehen; dann sollte ich sehen, sagte er, wie hübsch er alles für seine Frau bereitet habe. Ich dankte für die Einladung und setzte meinen Weg fort.

Als ich nach dem Pfarrhause kam, machte der Propst gerade sein Mittagsschläfchen. Ich konnte ihn, indem ich am Fenster vorüberging, im Studierzimmer sitzen sehen. Er saß in seinem großen Lehnstuhl, die Lesebrille hing ihm ganz auf die Nasenspitze herunter. Eine Zeitung lag über seinen Knien ausgebreitet. Kaplan Berthelsen war ebenfalls nicht zu treffen, er machte einen Krankenbesuch. So ging ich denn in den Garten hinaus, wo ich Fräulein Rebekka in der Geißblattlaube antraf, die ihr Lieblingsaufenthaltort im Sommer war. Es befanden sich außer dieser noch drei Lauben in dem großen Garten: »die Lindenlaube«, die »Fliederlaube« und »das Tabernakel«, wie die vierte hieß, weil sie aus vier Pfählen mit einem kegelförmigen Strohdach darüber aufgebaut war. Namentlich von hier aus hatte man eine herrliche Aussicht über das offene Land.

Fräulein Rebekka trug einen kleinen, hellblauen, seidenen Schal über den Schultern, auf ihrem Schoß lag ein Buch mit Goldschnitt. Ich konnte sehen, daß es Gedichte waren; wahrscheinlich handelten sie von Liebe. Jedenfalls wurde sie ein wenig rot, als ich kam, und legte gleich das Buch weg.

Auf ihre stille und freundliche Weise bat sie mich Platz zu nehmen, und wir plauderten eine Weile über allerlei. Unter anderm erzählte ich unglücklicherweise, wem ich auf dem Wege begegnet war, und worüber wir gesprochen hatten. Ich dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß der »kleine Mads« und seine Verlobung großen Unwillen im Pfarrhaus erregt hatten, nicht zum mindesten bei Fräulein Rebekka. Ich merkte, daß sie verstimmt wurde. Ohne etwas zu sagen, zog sie den kleinen Schal fester um die Schultern, als sei plötzlich eine Wolke vor die Sonne getreten.

Des kleinen Mads Braut, Grethe Andersen hieß sie, hatte einstmals gleichsam ihr zweites Heim im Pfarrhause gehabt. Hierüber erzählte man sich im Kirchspiel folgendes: Seit der Zeit, als Grethe als siebenjähriges Ding die Gänse auf dem Stoppelfelde hütete, hatte die Pröpstin das hübsche Kind mit den frischen, hellen Augen und dem kornblonden Haar beachtet. Jedesmal, wenn die Pröpstin sie auf ihren Spaziergängen mit den bloßen Füßen dort mitten in den Stoppeln stehen sah, den kleinen runden Bauch vorgeschoben und die Hände mit der Gänsegerte auf dem Rücken, mußte sie hin und der Kleinen die Wange streicheln. Dies führte dazu, daß sie sie eines Tages mit nach Hause nahm, wo ihre eigene Rebekka zwischen ihren Puppen saß, und seit jener Zeit hatte Grethe ihren täglichen Gang im Pfarrhause gehabt. Die beiden kleinen Mädchen wurden Spielgefährtinnen, und die Freundschaft hielt stand, bis Grethe nach der Einsegnung von Hause und in Dienst kam. Da wünschte die Pröpstin das Verhältnis nicht weiter fortgesetzt; aber die jungen Mädchen sollten einander trotzdem heimlich geschrieben haben, und Grethe war auch nie auf Besuch zu Hause, ohne in das Pfarrhaus hinüber zu kommen.

Aber was ich nun erzählen wollte, ist, daß Fräulein Rebekka, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte, anfang, von Martha zu reden. Sie kannte ja, wie alle andern, mein Verhältnis zu Krug-Ellen und ihrer Tochter, und sie wollte nun wissen, ob es wahr sei, daß Martha schon versprochen sei. Ich antwortete weder ja noch nein, und wir redeten dann über andre Dinge. Nach einer Weile kam der Propst mit seiner Pfeife heraus. Der Kaffeetisch wurde in der Laube gedeckt, und der Propst bat mich, zu bleiben und eine Tasse mitzutrinken. Einen Augenblick später erschien auch der Kaplan.

Fräulein Rebekka fing jetzt wieder an, von Martha zu reden, und zwar mit einer eigenartigen Heftigkeit. Sie beklage sie, sagte sie, falls es wahr sei, daß sie einem Manne, den sie nicht liebe, in die Arme geworfen werden sollte. Ich sah sie überrascht an. Das sonst so beherrschte und schweigsame Mädchen redete sich allmählich ganz warm über die Sache; aber ich merkte während der ganzen Zeit, daß sie dabei nicht an Martha, sondern an ihre eigene Kindheitsfreundin dachte. Deswegen schwieg ich auch zu ihrer Anklage und versuchte gar nicht, mich zu rechtfertigen.

Der Propst wollte nicht gern näher auf die Sache eingehen. Es war ganz klar, daß dies ein alter Zankapfel dort im Pfarrhause war und daß man seiner Ansicht nach jetzt genug darüber geredet hatte. Er begnügte sich damit, einem allgemeinen Bedauern über den unentwickelten Sinn im Volke für den Wert der veredelten Gefühle Ausdruck zu verleihen, und suchte dann dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Aber die Nachsicht des Vaters machte Fräulein Rebekka nur noch kampfeifriger; sie ließ sich zu der Äußerung hinreißen, daß den Eltern Zuchthausstrafe gebühre, die ihre Kinder zwingen, sich zu verheiraten, ohne Liebe zu empfinden. Der Propst unterbrach sie, ein wenig beschämt, wie es mir erschien, und tadelte sie strenge; aber sie war nun in eine

solche Erregung geraten, daß sie nicht mehr imstande war, sich zu beherrschen. Ihr ganzer Körper zitterte, die Lippen waren ganz blau. Und plötzlich stand sie auf und eilte fort, das Taschentuch vor den Augen, in krampfhaftem Schluchzen.

Gleich darauf erhoben wir andern uns schweigend. Ich begriff in dem Augenblick den Zusammenhang dieses leidenschaftlichen Ausbruches noch nicht und wunderte mich daher über die verhältnismäßige Ruhe des Propstes. Kaplan Berthelsen dahingegen war leichenblaß; seine dunklen Augen brannten. Er hatte während des ganzen Wortwechsels schweigend dagesessen, die langen Beine gekreuzt, und hatte an seinem Kinnflaum gezupft, wie das seine Gewohnheit war. Aber ich hatte bemerkt, daß er seiner Braut im geheimen beifällig zunickte und lächelte, und daß sich ihre Augen überhaupt häufig über den Tisch hinweg in zärtlichem Verständnis begegneten.

Während der Propst seiner Tochter fast alles hingehen ließ, pflegte er den Kaplan kurz abzufertigen, sobald er sich aussprechen wollte. Herr Berthelsen ließ deswegen am liebsten Fräulein Rebekka das Wort führen, wenn der Propst zugegen war, und auf diese Weise wurden ernstere Zusammenstöße im allgemeinen glücklich vermieden. Aber ich hatte ein Gefühl, daß das Verhältnis dennoch auf bedenkliche Weise im Begriff war, einer Explosion entgegenzugleiten. Deswegen machte ich mir auch nichts daraus, meinen Besuch in die Länge zu ziehen, sondern nahm schnell Abschied.

Nun weiß ich nicht, wie es zuging, aber als ich draußen vor dem Pfarrhof stand und nach Hause gehen wollte, kam mir plötzlich der Gedanke, bei Grethe und ihren Eltern einzusehen, die ich so weit kannte, wie alle auf dem Lande einander kennen, wenn man innerhalb desselben Kirchspiels wohnt. Erfüllt von dem Gedanken an Martha, wie ich war, ist wohl plötzlich das Verlangen in mir wach geworden, zu sehen, wie ihre Leidensgefährtin ihr Schicksal trug.

Grethes Mutter kam mir gleich in der vorderen Tür entgegen. Sie hatte mich kommen sehen und lud mich auf eine sonderbar hastige und bestimmte Weise ein, näher zu treten. Sie war eine kleine, rundliche Frau, schnell in ihren Bewegungen und zierlich mit ihrer Person. Der Mann hatte sich auf dem Bettrande aufgerichtet, als ich hereinkam. Alt und verbraucht, wie er war, saß er da und starrte mit seinen rotgeränderten Augen vor sich hin. Grethe saß am Fenster und säumte. In ihrem überraschten Ausdruck, als sie mich sah, lag etwas, das in mir den Gedanken an einen zum Tode verurteilten Gefangenen wachrief, der noch im letzten Augenblick auf Begnadigung hofft.

Ich sehe noch ganz deutlich die kleine Stube vor mir. Es war eins der alten aus Lehm aufgeführten Häuser, die jetzt fast ganz aus dieser Gegend verschwunden sind. Ich weiß wohl, daß dies als Fortschritt gilt, aber ich bin der Ansicht, daß man wärmer hinter einer Lehmwand sitzt als hinter einer aufgemauerten. Überhaupt, ich finde selten Traulichkeit in diesen neumodischen Häusern mit ihrem Bretterfußboden und den großen Fenstern und den offenen Bettstellen, in denen man immer gleichsam vor aller Welt Augen lebt. Für mich war mehr Freude in den altväterischen Stuben und namentlich in den allerältesten, so wie ich mich ihrer aus meiner Kindheit erinnere, nach Norden zu, unter anderm auf meiner Muhme Gehöft in Galtum. Sicher habe ich hier die einzigen ganz glücklichen Augenblicke meines Lebens verlebt, wenn ich an den langen Winterabenden auf der Muhme Garnkiste vor dem Herd saß, wo ein kräftiges Heidefeuer brannte. Während sich die Älteren die Zeit mit Geplauder oder einem Spiel Karten oder mit irgendeiner Handarbeit beim Schein einer Tranlampe vertrieben, saß

ich ganz still und hörte den Sturm oben unter dem Rauchlochbrett bullern und verfolgte die Feuerfunken, die in den Raum zwischen den rußigen Dachsparren hinaufflogen. Feierlich war es namentlich, wenn der Mond durch das Loch da oben schien und lange, sonderbare Schatten auf die Wand herabwarf. Da schweiften die Gedanken auf weite Reisen in das Traumland hinein, und die Gestalten der Märchen und Gespenstergeschichten erhielten für die kindliche Phantasie Leben und Wirklichkeit.

Aber ich kehre zurück zu meinem Besuch bei Hans Andersen. Der alte Mann hatte es endlich fertig gebracht, die Füße in ein Paar Flickentantoffel zu stecken, die vor dem Bett standen, und kam heran und sagte Guten Tag. Er sah verstohlen zu seiner Frau und zu Grethe und wieder zu mir hinüber und wußte offenbar nicht, was er sagen sollte. Die Frau hatte währenddessen eine frischgebügelte Schürze aus der Lade genommen und band sie schweigend mit ein paar festen Bewegungen um. Es lag etwas in diesem Schweigen, was mich aufmerksam machte. Ich mußte daran denken, daß sie wahrscheinlich beide wußten, woher ich kam, und daß sie mich nun im Verdacht hatten, als Abgesandter der Propstfamilie zu kommen. So beeilte ich mich denn zu sagen, daß ich mit meinem Besuch nichts weiter bezwecke, als Grethe Guten Tag zu sagen, die ich noch nicht gesehen hatte, seit sie am ersten Mai aus ihrer Stellung in dem benachbarten Kirchspiel nach Hause gekommen war.

Diese meine Worte beruhigten die gute Frau offenbar. Aber als das Gespräch nun auf die bevorstehende Hochzeit und die Vorbereitungen dazu kam, konnte sie es doch nicht lassen, auf die Familie im Pfarrhaus zu sticheln, ja mit verblühtem Hohn äußerte sie sich sogar über ihre Wohltaten gegen Grethe. Die Leute sollten es lieber lassen, ihre Nase in anderer Angelegenheiten zu stecken, sagte sie in ihrer derben Sprache, während sie ein Tischtuch über den Tisch breitete und Kaffeetassen aufstellte. Es wären auch nur Narrenspossen, den jungen Leuten so viel von Dichtung und Gewäsch vorzuschwatzen. So was passe am Ende für die Vornehmen, die sich den Hintern in einem Sammetstuhl warmhalten könnten, aber es wär, weiß Gott, ein Verderben für die Leute, die so gestellt wären, daß sie nach ihrem Brot rennen müßten, ehe sie es sich in den Mund stecken könnten.

Ich sah zu Grethe hinüber, auf die die Worte, wenn sie auch ins Blaue hineingesprochen wurden, doch im Grunde gemünzt waren. Wie alle Welt wußte, liebte sie ihren Vetter, einen jungen und flotten Burschen aus der innern Harde, der aber, ebenso wie sie, arm an allem andern als an Leibeskräften war. Darum hatte die Mutter auch nichts von ihm als Schwiegersohn wissen wollen, und aus Groll darüber hatte er sich dann mit seiner Herrin, einer alten, reichen Bauernwitwe, verheiratet, und den Tausch soll er übrigens später nicht bereut haben.

Auf eigene Weise wird also hier eine alte Erzählung veranschaulicht, die ich einmal von einem Mütterchen auf der Staruper Heide habe berichten hören. Es war zu jener Zeit, so erzählte sie, als der liebe Gott unerkannt hier auf dänischem Boden mit Sankt Peter als Begleiter wanderte; da hatten sie sich einmal in einer Einöde verirrt und konnten nicht wieder auf die Landstraße zurückfinden. Da erblickten sie ein Pfluggespann, das ganz still mitten auf dem Felde stand, und als sie näher kamen, sahen sie auch den Pflugknecht; er hatte sich auf das Brachfeld niedergelegt und schlief ganz sanft mit seinem Holzschuh unter dem Kopf. Es gelang ihnen, ihn zu wecken, und sie fragten ihn nach dem Weg. Aber der Knecht war ein träger und

ungefälliger Bursche (was Grethes Vetter nämlich auch gewesen sein soll), er steckte nur den Fuß in die Höhe und zeigte mit der großen Zehe. »Das war doch ein abscheulicher Kerl,« sagte Sankt Peter, und die heiligen Wanderer gingen im Zorn von bannen. Nach einer Weile trafen sie eine junge Magd, die dasaß und molk. Auch sie fragten sie nach dem Wege, und sie war leicht zu Fuß, sprang schnell von ihrem Melkschemel auf und geleitete sie auf ihren nackten Füßen auf einen Hügel hinauf, von wo aus sie die Gegend überschauen konnten. Um sie nun für ihre Gefälligkeit zu belohnen, sagte Sankt Peter mit der Billigung des Herrn zu ihr, sie solle einen Wunsch äußern, den sie am liebsten erfüllt sehen wolle; dann wollten sie dafür sorgen, daß es geschehen würde. Das Mädchen wurde blutrot und wollte lange nichts sagen. Endlich sagte sie und wurde auf einmal sonderbar ernsthaft, sie wolle wünschen, daß der Person, an die sie denke, der innigste Wunsch in Erfüllung gehen möge. Dazu sagte Sankt Peter ja. Aber die Person, an die sie dachte, war gerade der träge Knecht, der da hinten auf dem Felde lag und schnarchte. Und das, wovon der Bursche in seinem innersten Innern träumte, obwohl das Mädchen seine Braut war, das war das große Gehöft seines Brotherrn und seine schweren Geldkisten und seine Kühe und Schafe und Pferde; und das alles wurde auch wirklich bald darauf sein Eigentum. Der alte Bauer fiel eines schönen Tages von einer Kornmiete herunter und brach den Hals, und die Frau, die jung war und schon lange ein Auge auf den Knecht geworfen hatte, nahm ihn zum ehelichen Gemahl. Aber das arme Mädchen welkte hin und starb vor Kummer. – Nur dieser Schluß der Erzählung stimmte nicht mit der Wirklichkeit hier überein.

Freilich hatte sich Grethe sehr verändert; aber bei den Mädchen auf dem Lande ist es in der Regel mehr der innere als der äußere Mensch, der von den harten Schlägen des Schicksals gezeichnet wird. Selbst bei dem schwersten Herzenskummer, ja selbst bei einer Verzweiflung, die zum Selbstmord führt, bewahren sie in der Regel ihr frisches Aussehen und gehen mit roten Wangen in den Tod. Grethe bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wie sie dort auf dem Tritt unter dem Fenster saß, während die Abendsonne auf ihren gesenkten Kopf und auf den breiten Arbeitsnacken schien, war sie noch ein schönes Bild körperlicher Gesundheit und Kraft. Aber ihr Lebensmut war gebrochen. Sie, das einst so lebhaftes und redselige Mädchen, war stumm wie eine Mauer geworden. Ganz still saß sie da und sah nicht von ihrem Saum auf, außer wenn sie die Nadel einfädelt. Ich hatte das innigste Mitleid mit ihr. Und während ich an Martha dachte, weinte ich im Herzen über uns alle drei.

Zehn Tage später fand ihre Hochzeit statt. Es war dies ein Tag, der aus andern Gründen ein Merktag und ein Wendepunkt in dem Leben der Gegend und – leider – auch in meinem eigenen wurde. Ich will deswegen ein wenig eingehender davon reden.

VI

Vorerst muß ich aber doch noch ein wenig von meinem Besuch bei dem Bräutigam am Tage vor der Hochzeit erzählen. Durch einen Zufall kam ich an dem Tage an seinem Haus vorüber, das eine Strecke feldeinwärts lag. Es muß ein wenig vor Sonnenuntergang gewesen sein, denn ich entsinne mich, daß ich mich mit meiner Flinte auf dem Wege nach dem Brandmoor befand, um den Entenzug zu beobachten.

Der »kleine Mads« stand in seinem Kohlgarten und zog einen Zaun. Der Mann war nie einen Augenblick müßig, auch nicht am Abend vor seinem Hochzeitstag; und so klein er war, hatte er doch Kräfte wie ein Ungetüm. Aber ein wenig plaudern mochte er trotzdem über alle Maßen gern, und sobald er mich gewahrte, rief er mich an. Ich zeigte auf meine Flinte, aber da half keine Ausrede; ich mußte hin und sein neues Heim bewundern.

Nun, das Haus war auch sehr nett, frisch gedeckt und geweißt, mit fein blau gestrichenen Fensterrahmen und einer roten, gemalten Tulpe in der Türfüllung. In seiner einfältigen eigenen Freude machte mich Mads darauf aufmerksam, wie vollkommen alles war, und daß er nichts gespart hatte, damit Grethe es gut haben sollte. Auch innen war das Haus von oben bis unten geputzt. Zuerst kam man durch eine Küche mit richtigem Herd und einer Glocke darüber wie im Pfarrhause. Von dort ging man in die Wohnstube, die auch ganz neumodisch war mit Bretterfußboden, Papier an den Wänden und, was ganz neu war und damals Staunen hervorrief, mit einer über den Eßtisch herabhängenden Lampe. Dahinter lag eine Schlafkammer mit Kleiderschrank. Mads führte mich im ganzen Hause herum, und er konnte sich offenbar nicht denken, daß hier irgend etwas fehlte, um ein glückliches Heim zu schaffen.

Fein und gut gehalten war es da auf alle Fälle. Alles stand festlich bereit, um Grethe zu empfangen. Trotz all seiner Prahlerei war Mads im Grunde ein braver und gutherziger Mann. Draußen in der Küche blitzte das Kupfergeschirr blank von der Wand herab, über dem Wassereimer hing die Schöpfkelle höchst ordentlich an ihrem Nagel, und dort neben dem Herd war bedachtsam ein Stapel klein gespaltenes Holz angebracht, damit Grethe nicht gleich am Morgen nach dem Holzstapel hinauszugehen brauchte, um etwas zum Anheizen hereinzuholen. Alles war, wie es sein sollte, mit Ausnahme des Wichtigsten.

Mit den Spielleuten an der Spitze zog der Hochzeitszug am nächsten Tage bei herrlichem Sommerwetter zur Kirche. Es war ja nur eine Häuslerhochzeit, aber es wurde trotzdem tüchtig mit Bullerbüchsen gedonnert, und das ganze Dorf war auf den Beinen. Ich selber war als Geladener zugegen. Ovesen verrichtete den Altardienst und sang vor. Der Propst war den Morgen unpäßlich geworden, so daß Kaplan Berthelsen das Amt zufiel, die Trauung zu verrichten, und ich glaube durchaus nicht, daß ihm das unangenehm war. Alles das, was er an jenem Nachmittage in des Propstes Gegenwart hatte herunterschlucken müssen, bekam nun Luft in seiner Trauredede.

Zuerst sprach er von der Liebe und nannte sie eine Gnadengabe von Gott und daher teuer und heilig. Dann ging er zu einigen Betrachtungen über die Ehe über, deren Grundwall die Liebe sei »oder sein müsse«, fügte er hinzu und sah dabei das Brautpaar

fest an. Leider, fuhr er fort, sei man ja nur selten Zeuge davon, daß Mann und Frau, ohne sich zu schämen, sich durch das Band der Ehe vereinen ließen, ohne sich mit ihrem Herzen, geschweige denn mit Gott zu beraten. Aber sich ohne wahre und gegenseitige Liebe zu verheiraten, das sei eine Seelenroheit, die den Abscheu jedes Christenmenschen erregen müsse. Es sei eine Kränkung des Allerheiligsten der Seele, ein Verbrechen gegen das Göttliche in uns, ja im Grunde sei es nicht im geringsten besser als ein Leben in Unzucht.

Die Rede wurde mit großer Kraft und Wärme gehalten. Kaplan Berthelsen war ein überaus beredter Mann. Er hatte ein reinlautendes, dunkelklingendes Organ und dazu eine schöne, bilderreiche Sprache. Durch einen Zufall oder richtiger infolge einer Versäumnis von Ovesen, der vergessen hatte, die Gardine vor das Chorfenster zu ziehen, fiel ein Sonnenstrahl gerade über ihn herein, so daß seine hohe, schlanke Christusgestalt wie von einer Glorie umstrahlt erschien, was auch dazu beitrug, dem Augenblick eine große Feierlichkeit zu verleihen.

Trotz alledem gelang es ihm jedoch ebensowenig bei dieser wie bei irgendeiner früheren Gelegenheit, durch die Verhärtung der ländlichen Bevölkerung hindurchzudringen. Nur Grethe brachten seine Worte schließlich zum Weinen. Sie nahm während des letzten Teiles der Rede das Taschentuch nicht von den Augen. Auch ihrer Mutter fehlte es wohl nicht an Verständnis für den Stachel der Worte, aber die Wirkung bei ihr war eine ganz andre. Sie saß mit zusammengekniffenem Mund und steifem Nacken da und bebte. Alle die übrigen von der Hochzeitsgesellschaft hörten ihn, mit genau demselben angelernten Ausdruck von Gottergebenheit zu, mit dem sie immer in der Kirche saßen und schliefen. Selbst dem »kleinen Mads« fiel es wohl kaum mit einem Gedanken ein, daß hier etwas anderes oder mehr gesagt wurde, als wofür bezahlt worden war.

Ich konnte nicht unterlassen, daran zu denken, wie ganz anders der Propst in seiner großen Schwäche die verhärteten Herzen aufzutauen vermochte. Und der Propst war obendrein keineswegs, was man einen guten Redner nennt. Es währte im allgemeinen lange, ehe er richtig in Zug kam, und zuweilen kam er gar nicht hinein. Geschah es aber, so wurde er freilich auch wie verwandelt, und zwar auf ganz andre Weise wie der Kaplan. Alle seine kirchliche Macht, sein ganzer priesterlicher Nimbus, mit dem er sich für täglich zu umgeben liebte, fiel nämlich völlig von ihm ab, und er stand da in seiner nackten Menschlichkeit, ein armer, elender Sünder vor Gott und unserm Erlöser. Die Tränen strömten an seinen Wangen herab, und seine Stimme bebte wie die eines reuigen Kindes, wenn es vor seinem Vater steht.

Und dann war da ja auch das bei ihm, daß seine Versuchungen und sein Erliegen ja die gleichen waren, die seine Zuhörer so gut aus ihrem eigenen Leben kannten. Daher erwachte in solchen Augenblicken das Schuldgefühl in ihrer eigenen Brust, und er ward, was ein Geistlicher und Seelenhirte vielleicht immer am liebsten sein sollte, ein Beispiel zum Abschrecken und zur Nachfolge.

Da war nun freilich doch an einer Stelle in der Kirche ein Paar weitgeöffneter Augen, in denen seine lichtumstrahlte Gestalt sich zweifelsohne in ihrer vollen Herrlichkeit abspiegelte. Unten auf einer der hintersten Stuhlreihen hatte sich Fräulein Rebekka versteckt. Sie war mitten während des ersten Gesanges hereingekommen, und ich war, außer dem Kaplan, wohl der einzige, der wußte, daß sie zugegen war.

Ich vermochte kaum meine Augen von ihrem Gesicht abzuwenden. Es war bleich und erschien daher größer als sonst, der Ausdruck war angestrengt, ja verzerrt, es lag aber gleichzeitig etwas über dem Antlitz, was man verklärt nennen mußte. Es war derselbe Ausdruck, den ich an jenem Tage in der Laube gesehen hatte, als sie sich so unbeherrscht gegen ihren Vater gewandt und sich schließlich in einem Anfall leidenschaftlichen Weinens entfernt hatte. Es war mir aufgefallen, daß überhaupt etwas Fremdartiges in ihr ganzes Wesen gekommen war. Ihre schöne, schwere Ruhe und ihr Gleichgewicht waren verschwunden. Sie war gleichsam aus ihrem Boden ausgerissen, beherrscht von einer Verzauberung, die auf dem besten Wege war, den Charakter einer bösen und qualvollen Besessenheit anzunehmen.

Als ich nun den Blick weiter dem Kaplan zuwandte, der da im Lichtglanz vor dem Altar stand wie ein auferstandener Christus, überkam mich plötzlich ein Zweifel. Ich fragte mich selbst, ob nicht dieser Eifer, mit dem er hier die Sache des Herzens im Namen des Christentums redete, in gar mancherlei auf einem Selbstbetrug beruhe. Dies Feuer, das in seinen dunklen Augen brannte und seine Zunge flammen machte, war es wirklich einzig und allein an der himmlischen Sonne angezündet, oder war es nicht zugleich – ihm selber ganz unbewußt – der verzehrende Höllenbrand des Blutes und der fleischlichen Triebe? Der Gott, der durch seinen Mund redete, war das der jungfraugeborene Christus, der das Fleisch kreuzigte und das Entsagen heiligte? War es nicht auf alle Fälle ebensowohl der heidnische Liebesgott mit dem todbringenden Pfeil? War er nicht selbst eine arme Seele, die unter dem unbarmherzigen Gesetz der Natur seufzte? Ein Opfer der dämonischen Besessenheit, die wir Liebe nennen? Ohne es zu wissen, gehen wir Menschen mit verbundenen Augen durchs Leben. Während wir uns einbilden, selbstbestimmend unserm leuchtenden Ziel entgegenzusteuern, leiten uns dunkle Mächte auf dunklen Wegen abwärts oder aufwärts nach unsrer Bestimmung.

Was nun den nachfolgenden Hochzeitsschmaus anbetrifft, so will ich mich kurz fassen. Die beiden kleinen Stuben in dem Elternhause der Braut waren ausgeräumt, und man hatte Platz geschafft, so gut es sich machen ließ; aber es waren Hochzeitbitter nach nah und fern entsandt, so daß schließlich so viele Menschen versammelt waren, daß man unter der niedrigen Decke kaum zu atmen vermochte. Glücklicherweise war das Wetter gut, so konnte man sich doch während der Zeit, die man nicht an den Tischen saß, im Freien aufhalten.

Man hatte ursprünglich in der Scheune bei dem benachbarten Bauer tanzen wollen; da es aber so schwül war, zog die Jugend auf einen umfriedigten Grasplatz hinaus, der hinter dem Brauthaus lag und zu dem Gehöft des Bauern gehörte. Der alte Violinspieler Franz und sein armer Sohn »Traller Kresten« machten die Musik, und die war ja erbärmlich genug; sie saßen auf dem Zaun und strichen die Saiten, während sie gleichzeitig schliefen. Aber trotzdem ging der Tanz mit Leben und Lustigkeit in der schönen, hellen Hochsommernacht.

Grethe mußte auch mittanzen, so ungern sie es wohl tat. Sie hatte so aufrecht wie eine Holzpuppe an der Festtafel gesessen, aber ich konnte es ihr recht gut ansehen, daß es ihr Mühe machte, auch nur ein paar Bissen herunter zu bringen. Später hatte sie Hand in Hand mit Mads dagesessen; aber es war unverkennbar, daß sie es nicht mit ihrem allerbesten Willen tat. Mads hatte mit seinem breitesten Lächeln die Hand mit

Beschlag belegt als sein gesetzmäßiges Eigentum, und sie hat wohl gedacht, daß sie jetzt auch kein Recht mehr habe, sie ihm vorzuenthalten.

Auch hier beim Tanz ward es Mads schwer, sie in Frieden zu lassen, und doch war er so sehr viel kleiner als sie und obendrein ein mäßiger Springer. Aber auch die jungen Burschen rissen sich die ganze Nacht um sie. Es war ja eine Ehrensache für sie, sie schweißtriefend aus dem Mädchenstand herauszutanzten. Es ging drauflos mit Schottisch und Französisch und Kontra, beinahe ohne Aufenthalt. Es war, als wenn gerade ihre Unlust sie lockte und reizte. Sobald der eine Bursche sie losgelassen hatte, griff der andre zu. Und »nein« war ja ein Wort, das sie an diesem Tage nicht sagen durfte. Sie sah schließlich so ermattet und gequält aus, daß ich ganz bedenklich dabei wurde und an die Geschichte von dem widerstrebenden Edelfräulein denken mußte, das auf dem Schloß zu Kolding totgetanzt wurde.

Draußen vor der einen Ecke des Grasplatzes, wo ein alter Pappelstumpf stand, saß ein Mann, der ungeladen gekommen war, aber trotzdem gut aufgenommen wurde. Er war ein Fremder hier in der Gegend, und niemand wußte viel mehr von ihm, als daß er ein junger Student war, der Sohn eines Hardsvogts oben in Vendsyssel, und daß er sich bei dem Schuhmacher in Ramsbæk einlogiert hatte. Seinen Namen will ich aus gewissen Gründen verschweigen. Er hatte sich dort ein paar Wochen aufgehalten, ohne etwas andres vorzunehmen, als auf den Feldern und im Walde herumzustelzen, eine grüngemalte Blechtrommel auf dem Rücken, und Blumen und Waldpilze zu sammeln. Ja, und dann ging er gern bei den Leuten in die Häuser hinein, plauderte mit ihnen oder erzählte selbst. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so wie er Märchen erzählen konnte. Aber das ward denn auch später sozusagen sein Broterwerb. Er ging überall hinein, wo alte Leute wohnten, und schrieb auf, was sie ihm erzählten; und da er so jung war und obendrein ein nettes und bescheidenes Wesen hatte, nahm man ihn allerorts freundlich auf. Hinterher gab er dann die Erzählungen der Alten auf seine eigene Weise wieder, und die Leute mochten ihm gern zuhören.

Jetzt saß er da unter dem Pappelstumpf in der hellen Sommernacht und hatte einen großen Kreis um sich versammelt. Viele von seinen Geschichten waren im übrigen ein wenig geradezu, ja fast anstößig; aber es war das Merkwürdige an ihm, daß er selber nie eine Miene verzog, wie sehr die Leute auch über das greinten, was er erzählte.

Ich entsinne mich noch einer seiner Erzählungen; sie handelte von einem Edelmann und einem Pfarrer und lautete also:

Jörgen Bugge hieß ein Edelmann, der Gottes Reichtum an Gut und Geld und Leuten und Vieh besaß und seine Keller und Kammern von allem voll hatte, was gut war. Aber er war ein hartherziger Patron, der ein wahres Sündenleben lebte mit Trinken und Prassen und allerhand Unzucht, so daß seine Burg weit und breit bekannt war, ein Ärgernis allen Kindern Gottes.

Eines Sonntagmorgens zog er zur Kirche, gerade von einem Trinkgelage aufgestanden und mit einem Gefolge von Zechbrüdern, Hunden, losen Weibern, Spielleuten und anderm zusammengelaufenen Gesindel, das schrie und kreischte, so daß man kaum die Kirchenglocke hören konnte. Einige von den Leuten vermochten nicht einmal mehr auf den Beinen zu stehen, sondern mußten vom Pferde Rücken herabgehoben werden, und aus allen Mündern schallten Flüche und unzüchtige Reden.

Jörgen Bugge selbst saß mit einem fetten Frauenzimmer auf dem Sattelknopf und ritt geradewegs zur Kirchentür herein, indem er mit einer Stimme brüllte, die heiser war von Trinken und nächtlichen Ausschweifungen:

»Hier kommen hundert durstige Seelen, um den Kirchenmost zu schmecken!«

In der Vorhalle aber trat ihm der Pfarrer, Herr Jens, entgegen und rief:

»Pfui über euch, ihr Spötter! Hebet euch von dannen, ihr Natterngezücht, und besudelt nicht diese heilige Stätte mit eurem verpesteten Atem!«

Bei dieser kränkenden Anrede wurde Jörgen Bugge nüchtern, und seine Wangen erbleichten. Auf kirchlichem Grund und Boden wagte er jedoch nicht, Widerspruch zu erheben. Er biß sich stumm in den Bart und zog mit seinem Gefolge von dannen. Aber im stillen schwur er einen gewaltigen Eid und lächelte dazu. Er wollte gelegentlich lustige Rache an dem guten Herrn Jens nehmen.

Eines Nachts, einige Zeit darauf, als Jörgen Bugge abermals bei einem seiner großen Zechgelage saß, sandte er einen reitenden Boten nach dem Pfarrhof mit der Meldung, daß er krank geworden sei und in den letzten Zügen liege, weswegen er Herrn Jens bitten wolle, alles Böse zu vergessen und auf das Schloß zu kommen, um ihm das heilige Mahl zu reichen. Darauf ließ er eine große Sau aus dem Schweinekoben heraufholen. Die Beine wurden ihr unter dem Bauch zusammengeschnürt und das heulende Maul mit einem Stück Garn zusammengebunden, und also schleppte man sie in das Schlafgemach. Hier wurde sie in das geschnitzte Himmelbett gelegt und gehörig festgemacht. Man zog ihr eine Nachtmütze über die Ohren und deckte sie schließlich sorgfältig mit einem seidenen Federbett zu, so daß nur der Quast der Nachtmütze und die äußerste Spitze des Rüssels sichtbar waren.

Sie waren eben mit diesen Vorbereitungen fertig geworden, als Herr Jens auf das Schloß kam. Man hörte schon den Laut seiner schweren, eisenbeschlagenen Schuhe draußen auf dem Gang. Die Zechbrüder stellten sich mit gefalteten Händen und verzagten Mienen rings um das Bett, während sich Herr Bugge nebenan im Festsaal versteckte, dessen Tür er angelehnt stehen ließ, so daß er durch die Spalte sehen konnte.

Herr Jens war eine große, schwergliedrige Erscheinung mit langem, glattgekämmtem Haar, das ihm auf die Schultern herabfiel, und einem schwarzen Spitzbart am Kinn. Stolzen Schrittes ging er auf das Bett zu und faltete seine großen Hände.

»So liegst du denn endlich da auf deinem Schmerzenslager, Jörgen Bugge,« begann er mit seinem tiefklingenden Baß. »Hat der liebe Gott dich nun endlich heimgesucht und dein sündiges Fleisch den Klauen des Teufels entrissen? Hast du schließlich eingesehen, wohin dein liederlicher Lebenswandel dich führte, und daß der flammende Schwefelfeuer der Hölle dir bereitet war, falls du dich nicht bekehrtest?«

»Nuff!« ertönte es unter dem Federbett.

»Und hast du nun den Himmel um Gnade für deine Sünden angerufen?« fuhr der Pfarrer fort. »Weinet dein Herz blutige Tränen der Reue? Fühlst du die nagende Pein des bösen Gewissens? Sind nun in deiner Seele nur Reue und Gebet?«

»Nuff! Nuff!« ertönte es abermals unter dem Federbett.

»Nun – dann sollen deine schweren Sünden dir auch vergeben sein, und du sollst das ewige Leben erwerben. Amen!«

Damit nahm der Pfarrer das geweihte Brot. Aber als er es der Sau hinreichte, begann das Tier so kräftig zu prusten und zu schnauben, daß das Kissen zurückglitt und der ganze rote Schweinekopf sichtbar wurde. Da konnten die frohen Zuschauer sich eines Lachens nicht länger erwehren. Im selben Augenblick ward auch die Tür zu dem kerzenstrahlenden Festsaal weit aufgerissen, und Jörgen Bugge stand mit gespreizten Beinen auf der Schwelle. Seine Hände lagen ebenfalls gespreizt auf dem tonnendicken Bauch, der unter seinem höhnischen Gelächter hüpfte.

»Nun, mein guter Herr Jens!« rief er aus. »Da naht Ihr, bei Gott, eine fette Seele in Empfang! Tod und Teufel! Nie im Leben hätt ich es mir träumen lassen, daß meine große Sau der ewigen Seligkeit teilhaftig werden sollte! Ha, ha, ha!... Aber könnt Ihr mir nun auch dafür einstehen, daß sie wirklich in das Himmelreich kommt?«

Der Pfarrer wurde weiß und grün wie eine Kirchenwand. Er bebte vom Scheitel bis zur Sohle vor heiligem Zorn. Endlich faßte er sich und antwortete:

»Falls du selber, Jörgen Bugge, vermeint hast, in das Himmelreich hineinzuschlüpfen, so wird dieses Schwein es wohl auch können.«

»Was sagst du da, du Hund!« brüllte der Edelmann und stürzte mit erhobener Waffe auf ihn zu. Aber seine Gäste warfen sich dazwischen. Sie fanden, daß der Pfarrer kein übles Mundwerk hatte, und sie lachten nicht mehr. Ja, es verlautet, daß Herrn Jens' Worte schließlich auch Jörgen Bugge ernsthaft zu denken gaben, so daß er seit jener Zeit wie ein rechtschaffener Mensch lebte. –

Es war über Mitternacht geworden, und es war allmählich eine Pause im Tanz eingetreten. Einige von den Paaren setzten sich lärmend in der Stube um die Kaffeetische; andre blieben rings umher auf den Zäunen sitzen, weil sie es vorzogen, ein wenig für sich zu bleiben. Das Wetter war ganz still, und es war nicht dunkler, als daß man einander leicht erkennen konnte, aber auch nicht heller, als daß ein Liebespaar seine Hände ein wenig auf verbotenen Wegen wandern lassen konnte, ohne daß es jemand sah. In den Stuben war Licht angezündet. Alle Fenster standen offen, so daß man von außen her ganz durch das Haus hindurchsehen konnte. Es war, als sähe man in einen glühenden Ofen hinein. Im Schein der Lichter ward die Luft da drinnen mit ihrem Staub und Tabaksqualm und Bratendampf rot wie Feuer.

Ich suchte nach dem jungen Paar, fand es aber weder draußen noch drinnen; so ward es mir denn klar, daß sie nach ihrem eigenen Hause gegangen waren, während ich dagestanden und dem Studenten zugehört hatte. Als ich nach einer Weile in einer gewissen Angelegenheit hinter den Hausgiebel herumging, hörte ich oben vom Boden her, wo Grethe ihre Kammer hatte, ein gedämpftes Weinen. Ich konnte auch ihre Stimme erkennen.

»Wenn du nur gut gegen mich sein willst, Mads,« hörte ich sie sagen, »dann will ich auch gut gegen dich sein; das will ich dir versprechen.«

»Herrje, ja, Grethe!« – Das war Mads frohes Gemecker. »Ich weiß ja recht gut, daß ich nich so gegen dich gewesen bin, wie ich hätt sein sollen,« fuhr Grethe fort und

weinte ganz jämmerlich. »Aber das soll schon kommen, wenn du man bloß gut gegen mich sein willst, Mads.«

Ich fand, ich hatte kein Recht, dies länger mit anzuhören; und nun kamen auch ein paar andre Männer herzu und redeten laut. So ging ich denn meiner Wege.

Der Tanz hatte wieder begonnen. Es war eine Polka, und man konnte es sowohl denen, die an den Trinkischen gewesen waren, wie auch denen, die für sich draußen auf den Zäunen gesessen hatten, anmerken, daß ihnen neue Wärme ins Blut gestiegen war. Ein Bursche aus dem Dorf hatte seine Handharmonika geholt, um der Musik ein wenig nachzuhelfen; auch das brachte Fahrt in die Sprünge. Da waren freilich keine Deckenbalken, gegen die man beim Tanzen mit der Faust schlagen konnte, und da war auch nicht der Klang in den Tritten, wie wenn man auf den alten Scheunendielen tanzte, wo man Schädelknochen unter den Lehm gelegt hatte, damit der Boden unter den Dreschflegeln und Sohlen singen sollte. Aber Scherz und Kurzweil herrschten dort vollauf. Den Lärm, der dazu gehörte, besorgten sie mit den Mündern. Die Knechte johlten und sangen, und die Mädchen lachten aus vollem Halse, während die Röcke sie umsausten wie Mühlenflügel. Kein Tanz brachte zu seiner Zeit ein solches Leben in die Jugend hinein wie eine Polka. Aber leider muß gesagt werden, daß die Lustigkeit nicht selten die Grenze der Schicklichkeit überschritt, indem sich die Burschen während des Tanzens auf eine Weise an den Mädchen vergriffen, die die Schamhaftigkeit verletzte.

Draußen über den Wiesen begannen die Nebel schon emporzudämmern. Ein Stück Mondrand, so dünn wie eine Eierschale, stand bleich am Morgen Himmel und verkündete das Tagesgrauen.

Ich hatte mich unter den Pappelstumpf gesetzt, wo der Student vorhin gesessen hatte. Auch er beteiligte sich jetzt am Tanz, so gut er konnte. Aber ungeschickt war er, und die Mädchen lachten über ihn, und die Burschen schoben ihn unbarmherzig zur Seite. Doch mit ungeschwächtem Eifer fuhr er fort zu tanzen.

Da fingen die Kirchenglocken plötzlich an zu läuten. Die Tanzenden hörten es nicht sogleich, aber im Lauf von wenigen Augenblicken hielten sie alle inne. Wir sahen einander feierlich an. Es war also jemand in dieser Nacht gestorben.

Auch die Handharmonika war verstummt. Dahingegen spielten der alte Violinspieler Franz und »Traller Kresten« noch eine Weile weiter; sie hatten, wie das ihre Gewohnheit war, dagesessen und halb geschlafen und nicht sofort bemerkt, daß der Tanz innehielt. Jetzt hörten auch sie auf. Ein älterer, bezechter Mann kam hinter dem Hausgiebel hervorgeschwankt, die Hosensklappe bis über die Knie herunterhängend, und sang auf betrunkenen Leute Art. Sonst war es eine kleine Weile ganz still.

Die Kirchenglocke fuhr fort zu klingen. Diejenigen, die in der Stube saßen, standen auf und kamen heraus. »Wer kann das sein?« fragten alle; und alle, die Kranke daheim hatten, schickten sich an zu gehen. Da kam des Müllers Sohn hastig vom Wege her gelaufen, ganz weiß im Gesicht, und rief:

»Der Propst ist tot!«

Wir scharten uns um ihn; aber der Junge wußte nichts weiter, als was er gesagt hatte. Aber nun kam jemand, der Bescheid wußte. Es war Ovesen. Er war um Mitternacht von dem Fest nach Hause gegangen und war eben in sein Bett gekommen, als an die

Fensterscheibe geklopft wurde. Es war ein Bote aus dem Pfarrhaus; er müsse durchaus gleich kommen, der Propst sei plötzlich sehr krank geworden. Als er hinüber kam, war es schon vorbei.

Es war ein Lungenschlag. Der Propst hatte sich am Abend ganz wohl gefühlt. Er hatte zu dem Mädchen, das sein Licht auslöschte, gesagt, er wolle am nächsten Tage aufstehen. Aber ein paar Stunden später schellte er, und als Fräulein Rebekka hereingestürzt kam, hatte er die Sprache bereits verloren.

VII

Als ich am nächsten Tag um die Mittagszeit in den Waldkrug hinauskam, lag Ellen noch im Bett. Sie schob die Lade ein wenig beiseite, als sie hörte, daß ich es sei; ich konnte sehen, daß ihre Augen ganz rot vom Schlaf waren. Sie sagte, sie sei krank und klagte über Schmerzen im Magen. Martha war nicht zu Hause. Ich erzählte nun, daß der Propst tot sei, aber dazu sagte sie nichts. Dann fragte ich, wo Martha sei, aber auch darauf antwortete sie mir nicht. Sie fuhr nur fort zu jammern und bat um etwas, was ihr Linderung verschaffen könne. Ich wußte, was sie damit meinte, und tat deswegen anfänglich, als habe ich es nicht gehört. Im übrigen aber glaubte ich gern, daß sie wirklich Schmerzen hatte; und da sie fortfuhr, so demütig zu bitten, und ich gerade mein Pulverhorn in der Tasche hatte, gab ich ihr einen guten Schuß in einem kleinen halben Pegel Branntwein. Das hatte ihr früher für ihre Schmerzen geholfen, und das ist ein Mittel, das ich getrost gegen alle Magenübel empfehlen kann. Als sie es getrunken hatte, sagte sie, sie wolle versuchen, ein wenig zu schlafen. Dann zog sie die Lade wieder vor, und ich hörte sie sich da drinnen unter vielem Stöhnen herumdrehen. Sie war in letzter Zeit so unmäßig fett geworden, daß sie sich kaum mehr rühren konnte. Es war ein Anblick, der einem im Herzen weh tat.

Ich ging hinaus und setzte mich in den Schatten auf die Türfliese, um auf Martha zu warten.

Es war an jenem Tage wieder das herrlichste Sommerwetter. Aber die Sonne blendete mich, und der hundertstimmige Lerchenjubel unter dem Himmel klang mir in den Ohren wie das Läuten der Totenglocken. Ich war noch so sonderbar verwirrt von den Geschehnissen der Nacht und des Vormittags, hauptsächlich wohl, weil ich ahnte, welche Folgen der Tod des Propstes für mich haben würde: daß er auch in meinem Leben einen Abschluß und ein Aufbrechen bedeuten würde.

Ich war am Morgen im Pfarrhause gewesen und hatte meinen hochherzigen Vorgesetzten und Gönner auf seinem Sterbebett gesehen. Er lag dort auf dem weißen Bettuch wie ein Marmorbild, so sicher in seiner tiefen Ruhe. Ich durfte einen kleinen Blumenstrauß auf seine Brust legen, und in meinem Herzen dankte ich ihm für die väterliche Güte und das Verständnis, das er mir armem Menschen in der Zeit meiner Prüfung erwiesen hatte. Noch immer kann ich nicht an ihn denken, ohne daß mir das Herz bewegt wird. Er war ein wahrer Christ, weil er so menschlich war, im Guten wie auch im Bösen. Ehre seinem Gedächtnis!

Auch Fräulein Rebekka hatte ich getroffen. Und wieder mußte ich mich höchlich über sie verwundern. Sie, die im vorhergehenden Jahr als Bild erhabenen Kummers an dem Sarge ihrer Mutter gesessen hatte, war ganz außer sich; sie ging im Wohnzimmer auf und nieder, ja legte schließlich ihre Arme um meinen Hals, um an meiner Brust zu weinen. Nun hatte freilich immer ein ungewöhnlich schönes und zärtliches Verhältnis zwischen dem Propst und seiner Tochter bestanden. Bis sie sich verlobte, hatte Fräulein Rebekka, die doch nicht unwissend in bezug auf die Schwächen ihres Vaters sein konnte, ja vielleicht gerade deswegen, ihm eine nachsichtige Aufopferung gewidmet, die anzusehen gar manches Mal schön gewesen war. Sie war ja auch sein

ein und alles, und es hatte sich jetzt gezeigt, daß sie nicht nur viel von seinem Äußern, sondern noch beträchtlich mehr von seinem unruhigen und leidenschaftlichen Sinn geerbt hatte, als die meisten, ja gewiß auch sie selbst, gehnt haben mochten.

Bild an Bild zog das schöne Familienleben im Pfarrhaus an mir vorüber, während ich dort auf dem Stein saß und wartete. Am meisten aber beschäftigten mich den ganzen Tag die Gedanken an meine eigene Zukunft.

Ich wußte, daß meine Feinde, deren feindselige Verdächtigungen die starke Hand des Propstes bisher niedergeschlagen hatte, jetzt allen Ernstes versuchen würden, mir zu Leibe zu kommen. Mein Kollege an der Schule und im Kirchendienst, Herr Ovesen, der mir so lange mißgönnt hatte, was er mit seiner falschen Schmeichelei des Propstes Verliebtheit in mich nannte, würde jetzt Genugtuung erhalten. Ich wußte, daß er und seine mächtigen Freunde in der Gemeinde nicht ruhen würden, ehe sie mich von meiner Schule entfernt und mich mit Schimpf aus der Gegend vertrieben hatten. Wenn ich mit so großer Sorge daran dachte, so geschah das nicht so sehr der Schande halber oder aus Furcht vor dem Auskommen, obwohl ich, das weiß Gott, schon damals voraussah, welche Not und welches Elend meiner in diesem Falle harren würden. Aber ich konnte es mir gar nicht vorstellen, daß ich mich von Martha trennen sollte. Das Kind war ein Teil meines Lebens geworden. Die Verfolgung und die giftige Verleumdung, die ich mir infolge meines Verhältnisses zu ihr zugezogen hatte, bewirkten nur, daß sie mir noch fester ans Herz gewachsen war.

Ich sah selbst sehr wohl das Unnatürliche in meinem Gefühl ein; aber ich konnte nicht darüber hinwegkommen, daß ich einen Anteil an diesem Kinde hatte, daß sie der Teil von mir werden sollte, der hier auf Erden zurückblieb, wenn ich, wie ich hoffte, bald von hier abgerufen werden würde. Ich hatte nach schwachen Kräften bei jeder Gelegenheit gesucht, ein geistiges Erbe in ihre Brust niederzulegen, das ihr im Leben ein wenig zur Stütze gereichen konnte – ach, niemand wußte besser als ich selber, wie wenig mir dieser Vorsatz bisher geglückt war. Aber auch die Sorge, die sie mir verursachte, knüpfte sie nur noch stärker an mich, und ich konnte nicht lassen zu hoffen. Martha war ja noch so jung. Ihr waren die Augen noch gar nicht aufgegangen für den Ernst des Lebens.

Wie ich so in diese Gedanken versunken dasaß, sah ich sie mit einer Last Brennholz auf dem Rücken aus dem Walde kommen. Sie war tüchtig aufgeschossen in diesem Sommer. Der Rock reichte nicht weit unter die Knie, und die Beine waren nackend. Sie ging langsam und sah jeden Augenblick auf eine eigentümlich interessierte Weise zurück. Einmal ging sie sogar ein Stück seitwärts und machte einen langen Hals hinter einem Baumstamm, um weit auf die Landstraße hinaussehen zu können. Als sie mich entdeckte, überkam sie plötzlich eine größere Eile. Ganz atemlos kam sie gelaufen und schleuderte mit einem Wurf die Last gegen die Mauer. Es war nur ein wenig halbverfaultes Brennholz. Martha überlud sich nie.

»Der Propst ist tot,« sagte ich.

Sie erwiderte nichts. Sie hörte es wohl kaum und sah wieder über die Schulter zurück.

»Bist du jemandem im Walde begegnet?« fragte ich nun.

»Ja, da kam ein Mann.«

»Was für einer?«

»Ich kann' ihn nich!«

»Hat er mit dir gesprochen?«

»Nein.«

Ich konnte ihr anhören, daß sie nicht die Wahrheit redete, und hielt ihr das vor.

»Worüber hat er mit dir gesprochen?« fragte ich.

»Er fragte mich nach dem Weg zum See hinab.«

»Fragte er nichts weiter?«

»Nein,« sagte sie wieder und fing an, auf eine Weise zu lachen, aus der ich entnehmen konnte, daß sie meine Frage zweideutig aufgefaßt hatte. Leider! So war sie in all ihrer Unschuld! Ihre Phantasie war angesteckt von den unzüchtigen Reden, die sie von Kindsbeinen an hier im Hause hatte anhören müssen. In jedem Wort vermutete sie gleich eine unanständige Anspielung.

»Du solltest nicht zu tief in den Wald hineingehen, Martha,« sagte ich. »Bedenke, du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen. Du könntest in Unglück kommen.«

Sie stand einen Augenblick da und sah mit zusammengekniffenen Augen vor sich hin. Es war fast, als liege für sie etwas Verlockendes in der Befürchtung, die ich hier äußerte. Darauf lachte sie wieder ganz ausgelassen und ging hinein.

So sehr es mich gewissermaßen freute, wieder einen Schimmer der alten Lustigkeit in ihrem Gesicht zu sehen, das so lange verfinstert gewesen war, ward ich doch unruhig. In der folgenden Zeit gab ich mit angestrenzter Aufmerksamkeit acht auf sie, und es war mir, als könne ich eine Veränderung in ihrem Wesen spüren. Sie hatte sicher irgendein Erlebnis da drinnen im Walde gehabt. Die Schwermut und ihre Schläfrigkeit waren plötzlich wie weggeblasen. Es kam wieder eine eichhörnchenartige Rastlosigkeit über sie. Jeder Schritt draußen auf der Brücke veranlaßte sie zu lauschen, und wenn sie in ihre eigenen Gedanken versunken dasaß, konnte ein sonderbares Lächeln ihren Mund umspielen.

Ich gelobte mir, auf der Hut zu sein.

Mit meinen eigenen Angelegenheiten ging es so, wie ich erwartet hatte. Der Propst war kaum in die Erde gekommen, als ich auch schon merkte, daß meine Feinde überall tätig waren und mit Erfolg an meinem Fall arbeiteten. Auch im Pfarrhof hatten sie jetzt offene Ohren für ihre Verleumdung gefunden. An dem Kaplan hatte ich nie einen Freund gehabt, und nun veränderte auch Fräulein Rebekka plötzlich ihr Wesen mir gegenüber und begegnete mir mit verletzender Kälte. Am Begräbnistage selbst kränkte sie mich, indem sie meinen Kranz zwischen den Abfall an die Erde legte, während Ovesens Spende auf dem Sarge liegen bleiben durfte.

Aber von Kaplan Berthelsen und Fräulein Rebekka will ich jetzt einige kleine Züge mitteilen, die ihr eigenes Verhältnis in ein sehr sonderbares Licht stellen.

Einige Tage nach dem Begräbnis kam ich gegen Abend mit einer Eintragung in das Kirchenbuch nach dem Pfarrhaus. Der Kaplan, der jetzt alle Amtsgeschäfte übernommen hatte, war nicht zugegen. Ich erfuhr in der Küche, daß er und Fräulein

Rebekka mit frischen Blumen für das Grab nach dem Friedhof gegangen seien, und als ich eine Weile im Studierzimmer gewartet hatte, ging ich hinaus, um mich nach ihnen umzusehen.

Der Friedhof lag dicht neben dem Pfarrgarten. Eine Pforte führte von hier aus da hinein, und nicht weit davon lagen die Gräber des Propstes und der Pröpstin.

Ich sah die Verlobten dort in einer Umarmung stehen. Ganz regungslos standen sie da, gleichsam versunken in Gebet oder Betrachtung. Fräulein Rebekkas Kopf war an die Schulter des Kaplans gelehnt; in der Hand hielt sie einen welken Kranz. Ich hatte schon früher von der fast krankhaften Ehrfurcht gehört, die sie dem Andenken des Vaters widmete, wie sie mehrmals täglich zusammen mit ihrem Verlobten Andacht draußen am Grabe hielt und es auf das sorgfältigste pflegte und schmückte. Vielleicht hatte sie jetzt, wo er davongegangen war, Gewissensbisse bekommen, weil das Verhältnis zwischen ihnen infolge ihrer Verlobung in der letzten Zeit nicht so gut gewesen war, wie es hätte sein können.

Bisher hatte mich noch keines von beiden gesehen, und da ich sie nicht stören wollte, kehrte ich um und ging still wieder in den Garten hinein. Ich setzte mich in die Jasminlaube, um hier auf ihre Rückkehr zu warten.

Bald darauf kamen sie auch langsam Arm in Arm den Friedhofsweg hinab. In ihrem schwarzen Kleide, dessen Jettbesatz golden in den Strahlen der sinkenden Sonne schimmerte, und mit ihrem schweren, gleichsam belasteten Gang sah Fräulein Rebekka herrlicher, lebensfrischer aus denn je zuvor. Ihr hoher, weißer Hals, der nach der damaligen Mode bis an das Schlüsselbein entblößt war, und das mächtige blonde Haar, das in freien Locken auf die Schultern herabhing, schimmerten über dem Trauergewand in ungeschwächter Kraft und Fülle.

Ich wollte mich gerade erheben, um ihnen entgegenzugehen, als sie stehen blieben. Ohne mich gesehen zu haben, blieben sie hier an der Pforte in zärtlicher Umarmung stehen. Fräulein Rebekka hatte den Arm um den Hals ihres Verlobten gelegt, und seine Hand ruhte unter ihrem Nacken. Ich dachte daran, ob ich mich nicht räuspern sollte, um meine Anwesenheit zu erkennen zu geben. Aber es war zu spät. Ihre Münder waren sich schon in einem langen Kuß begegnet.

Lange standen sie so, eng umschlungen, indem sie sich abwechselnd in die Augen starrten und einander küßten. Und ihre Küsse wurden immer heißer, ihre Liebkosungen so innig, daß ich mich schließlich abwandte, um nicht mehr zu sehen.

Als sie einander endlich freigaben, waren sie ganz bleich. Ich ließ mich deswegen gar nicht blicken, sondern blieb in der Laube, bis sie hineingegangen waren.

Jedesmal, wenn ich seither in das Pfarrhaus kam, hatte ich dieselbe Empfindung, den Verlobten ungelegen zu kommen, die ja nun hier im Hause vollauf dieselbe Ungebundenheit genießen konnten, die sie bis dahin auf langen Spaziergängen und andern Ausflügen hatten suchen müssen. Man kam daher unwillkürlich dazu, mehr an ein junges Ehepaar zu denken, als an ein Paar Verlobte, wenn man sie zusammen sah. Der Kaplan hatte sich in dem Studierzimmer des Propstes ganz heimisch eingerichtet, und die Tür von hier nach dem Vorzimmer stand immer offen, wenn man kam; es war ganz deutlich, daß sie frei zueinander ein und aus gingen. Gerade an dem Abend, den ich vorhin erwähnte, als ich da drinnen im Studierzimmer saß und der Kaplan meine

Meldung in das Kirchenbuch eintrug, kam Fräulein Rebekka aus dem Wohnzimmer herein und stellte sich neben ihn. Ganz unbekümmert um meine Gegenwart, ja offenbar ohne daran zu denken, fing sie an, ihn weich über das Haar zu streicheln, während sie mit liebeskranken Augen den Bewegungen seiner Feder folgte.

In all diesem lag etwas, das eine Erinnerung bei mir wachrief. Auch ich war einstmals an einem Sterbebett allein mit derjenigen geblieben, die ich lieb hatte. Auch ich hatte den Liebesdrang schwellen fühlen unter dem Eindruck von dem Grauen des Todes. Daher verstand ich auch sehr wohl dies schmachtende Glück, das Nahrung auf dem Friedhof suchte und von dem Schmerz der Trennung und der Reue des Herzens angeregt wurde. Bei alledem glaube ich jedoch nicht, daß sie ihre Freiheit mißbrauchten und die Grenze überschritten, die Sitte und Gesetz gezogen haben, wenn sie sich auch sicher so nahe da heranwagten, wie sie nur kommen konnten.

Ganz allein waren sie nun auch nicht im Pfarrhause. Eine Nichte des Propstes, ein halberwachsenes Mädchen, das äußerlich Fräulein Rebekka wie eine jüngere Schwester glich, hatte sich seit dem Begräbnis dort aufgehalten und sollte auch dort bleiben, bis eine ältere weibliche Anverwandte, die erkrankt war, kommen konnte. Aber dies war eine Anordnung, die einzig und allein der Leute wegen getroffen sein mußte, denn eine wirkliche Sicherung für die Ehre des Pfarrhauses konnte dies junge Mädchen ja nicht gewähren. Fräulein Rebekka behandelte sie ganz wie ein Kind, und sie selbst war offenbar blind in ihre Kusine und deren Verlobten verliebt, oder vielmehr, wie ich glaube, in die große Liebe der beiden. Sie errötete bis über die Stirn, sobald der Kaplan ein Wort an sie richtete, und ihr hellblauer Blick schwamm in Glück, wenn ihr Fräulein Rebekka nur die Wange streichelte.

Die alte Tante, die sie ablösen sollte, erschien endlich eines Tages, und sie machte diesem Liebesidyll in Trauer ein jähes Ende. Wahrscheinlich hatte sie eingesehen, welche Gefahren den Verlobten daraus erwachsen konnten; und vielleicht haben diese auch schließlich selbst gefühlt, daß die Versuchung, sich ihrer Leidenschaft ganz hinzugeben, zu stark für sie werden könne. Auf alle Fälle erklärte sich Fräulein Rebekka bereit, fortzureisen, bis das Trauerjahr um war und die Hochzeit stattfinden konnte.

VIII

Ich kehre jetzt zu meiner Erzählung von Martha zurück. Gern hätte ich noch eine Weile bei der Erinnerung an ihre erste, frohe Jugend verweilt, ehe die finsternen Wogen der Schwermut über ihrem Haupte zusammenschlugen, und versucht, das liebliche Traumleben, die Zauberbilder, deren goldenen Widerschein ich über ihre Augen hingeleiten sah wie Mondschein über einen Waldsee, hier auf dem Papier festzuhalten. Viel könnte auch noch zu verzeichnen sein von der Zeit der Trauer, die folgte, als sie erwachte und sehend wurde; von der Qual, die an ihrem Herzen nagte, wenn sie aus ihren glücklichen Träumen von sanften Liebkosungen und zärtlichen Worten und weichen Händedrücken zwischen Jespers rauhen Fäusten erwachte und fast betäubt wurde von seinem Kautabakatem. Viel – viel wäre zu erzählen von dem Augenblick, als das arme, elende Mädchen wirklich begriff, daß die Pforte zu dem Glückslande des Märchens ihr für immer verschlossen bleiben, daß sie die höchste Wonne des Lebens nie kennen lernen sollte.

Aber ich darf mich jetzt nicht länger hierbei aufhalten, ich muß dazu schreiten, von der furchtbaren Begebenheit zu erzählen, die meine Hand noch heute zittern macht, bei deren Erinnerung sich mein Herz immer wieder zusammenkrampft, und womit das Schicksal seinen todbringenden Pfeil gegen diese wilde Taube des Waldes richtete, die ich wahrlich mit viel Angst, aber auch mit so viel geheimer Hoffnung hatte die Federn abwerfen sehen.

Eines Nachmittags, als ich in den Krug hinaus kam, fand ich sie allein. Sie stand vor einem kleinen Spiegel, der an dem Fensterpfeiler hing, und kämmte ihr langes rotes Haar. Sie stand im bloßen Hemd, hatte nur einen kleinen Unterrock an; aber sie empfand nie Scham mir gegenüber, den sie ja halbwegs wie ihren Vater betrachtete, und ich setzte mich hin und plauderte mit ihr, während sie sich fertig ankleidete. Die Mutter, die man von Zeit zu Zeit in der Küche hantieren hörte, war im Begriff, die Kuh zu melken.

Es war helles Wetter, und der Tag ging zur Neige. Die Sonne schien schon lang auf den Fußboden, und um nicht von Fremden gesehen zu werden, zog sich Martha jedesmal, wenn von der Brücke her Schritte oder Wagengerassel hörbar wurden, ein wenig von dem Fenster zurück. Und sie wurde oft gestört. Es verhielt sich nämlich so, daß an diesem Tage in einer Niederung zwischen den Hügeln im Hochwalde ein großes Schützenfest abgehalten wurde, und ein Wagen nach dem andern mit geputzten Leuten rollte vorüber.

Die gewohnten Dämmerstundengäste des Kruges hatten heute Abhaltung bekommen. Nach vielen Erwägungen hatten sie sich nämlich dahin geeinigt, daß sie den Versuch machen wollten, Münze aus diesem patriotischen Fest zu schlagen, an das sich eine Reihe volkstümlicher Belustigungen knüpften.

Der alte Violinspieler Franz und sein Sohn hatten sich in einer Tanzbude engagieren lassen. Lars Einauge und Fährmann Anders hatten gemeinsam eine Damenschaukel übernommen, Weber Zacharias und Jäger Martin ein Bierzelt, während der schwermütige Steinhauer Sören, dessen Fähigkeiten nicht für die große Spekulation

ausreichen, sich damit begnügt hatte, eine Kiste Zigarren zum Verkauf anzuschaffen. Endlich hatten sie versucht, Ellen zu überreden, gemeinsam mit ihrer Tochter einem Ausverkauf von Brustzucker und Kaneelstangen vorzustehen; dem hatte ich mich aber auf das bestimmteste widersetzt. Martha wollte nun zusammen mit ihrem Bräutigam, der herkommen und sie abholen wollte, nach dem Fest gehen.

Um Jesper willen schmückte sie sich jedoch nicht. Ja jedesmal, wenn ich seinen Namen nannte, huschte sogar ein finsterer Schatten über ihr Gesicht. Ein anderer, ein Fremder, hatte ihr Herz gestohlen und ihr den eigentümlichen, unstillen Schimmer in die Augen gezaubert. Es war etwas Verborgenes in ihr Wesen gekommen, und sie konnte zuweilen wie rasend werden, wenn ihr etwas in den Weg kam. Namentlich war sie abscheulich gegen Jesper. Eines Abends, als er sie auf den Schoß nehmen wollte, hatte sie ihm eine große Wunde in die Wange gebissen.

Ich hatte wie gewöhnlich versucht, sie auszuforschen, um ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen; aber diesmal vermochte ich nichts aus ihr herauszubringen. Sie stellte sich einfältig an und antwortete mit dem Rücken, wenn ich mit dem Munde fragte. So versuchte ich denn, ob vielleicht ihre Mutter etwas wissen sollte, und das war wirklich der Fall; sie schwatzte auf alle Fälle von einem jungen Menschen, der da »einen ganzen Vormittag über einer Tasse gedruckst« habe; aber einen wirklichen Bescheid, geschweige denn eine zusammenhängende Erklärung konnte ich nicht von ihr bekommen.

Ich dachte mit Angst daran, was geschehen würde, wenn Jesper Martha eines Tages mit einem fremden Manne überraschte. Ich wußte, daß er noch immer von Zeit zu Zeit des Nachts in der Nähe des Kruges auf der Lauer lag, mit einem Knüttel bewaffnet.

Aus dem Schubfach der Lade holte Martha reine Wäsche hervor, Strümpfe, ein Taschentuch sowie ein schwarzes Sammetband mit einem Bernsteinherzen daran und legte das alles auf einen Stuhl neben dem Spiegel. Und bald war sie ganz in Anspruch genommen von ihrem Ankleiden. Ohne es wohl selbst zu wissen, summte sie eine Melodie vor sich hin, während sie das Haar aufband, ihre Strumpfbänder knüpfte und die Schuhe schnürte:

Kommt ein Jüngling in den Wald gegangen.
Blitzt sein Auge vor Verlangen.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß dort in der Schublade ein Paar alte silberne Ohrringe von der Mutter lagen. Sie humpelte dahin, der Strumpf hing ihr über dem einen Fuß herab, und probierte sie gleich an, indem sie sich vor dem Spiegel drehte und wendete. Dann nickte sie zufrieden.

Kommt des Wegs ein Mägdelein,
Senkt den Blick so scheu und fein.

Es lag etwas in diesen Liederbruchstücken, was mich aufmerksam machte. Woher hatte sie die? Es waren keine von den gewöhnlichen Bauernliedern. Und doch kamen mir die Worte bekannt vor.

Die Welle treibet still ans Land
Hin zu der tiefen Waldesnacht.
Doch als sie hintern Busch geschaut,
Da wendet sie sich ab und lacht.

So schloß das Lied, das von einem Paar junger Liebenden in einem Walde handelte; und nun wußte ich auch auf einmal, wo ich es früher schon gehört hatte. Der fremde Student, der junge Märchenerzähler, hatte es in jener Nacht von Grethens Hochzeit gesungen. Ich entsann mich, daß ich damals gedacht hatte, das sei ein Lied, das er sehr gern hatte, denn es lag eine eigene Schelmerei auf seinem sonst so unbeweglichen und ernsten Gesicht, während er es sang. Mich durchzuckte eine wunderlich süße Angst – war er es etwa, für den sie sich hier schmückte wie eine Braut für einen Bräutigam? Der junge Herr streifte ja so zwecklos in der Gegend umher. Was war da natürlicher, als daß sie aufeinander gestoßen waren? Endlich hatte Martha das Kleid angezogen. Sie trug Waschkumme und Kanne hinaus und räumte ein wenig in der Stube auf, aber sie stand immer wieder vor dem Spiegel, drehte sich davor und sah an ihrem Rücken herab.

Eine schmerzende Schwere hatte sich auf meine Brust gelegt. Ich fühlte, daß ich hier eingreifen mußte. Aber wie? Ach, ich begriff ihre Sehnsucht ja nur zu gut. Ich hatte ihr früher so oft in meinem Herzen ihr Auflehnen gegen den Liebesdrang verziehen, den ihre sogenannten Freunde und Vormünder ihr auferlegt hatten. Und doch! Eine dunkle Ahnung machte mich grauen. Sie flüsterte mir zu, daß hier ein Leben auf dem Spiel stand.

Es schien mir meine Pflicht zu sein, sie zu warnen. Ich erzählte denn also ganz offen, daß Jesper sie belauere, und bat sie, sich vor seinem Mißtrauen zu hüten, damit er ihr nicht ein Unglück antue.

Sie hörte mich schweigend an. Und wieder glitt es wie eine nächtliche Finsternis über ihr Antlitz, das sehr bleich geworden war. Mich packte eine Angst. Ich weiß nicht weshalb, aber ich spürte abermals etwas Todesschwangeres in der Luft und wurde unruhig.

Da stand ich von meinem Stuhl auf und ging gerade auf sie zu. Mit festem Griff packte ich ihr Handgelenk und starrte ihr in die Augen.

»Wen hast du neulich im Walde getroffen?« fragte ich.

Sie wollte mir die Hand entreißen.

»Das geht keinen Menschen etwas an. Laß mich los!«

Aber ich hielt fest, wenn auch schweren Herzens.

»Martha!« sagte ich. »Nimm dich in acht! Stürze uns nicht ins Unglück! Was hast du vor?«

»Laß mich los!« schrie sie. »Laß mich los, sage ich, oder ich beiße!«

Ich taumelte zurück, ganz entsetzt über sie. Sie hatte sich in Wut zusammengekrümmt und stampfte mit den Füßen wie ein Kind, wenn es den Schrei nicht herausbringen kann. Ihr Blick sprühte Funken. In diesem Augenblick verstand ich

den Schimpfnamen »Die rote Teufelin«, den ihr die Leute nach ihrem Vater gegeben hatten.

Da ertönten draußen Schritte, und Jespers große Gestalt stand gleich darauf in der Tür, festlich gekleidet, mit rotem Halstuch und breitrandigem Hut. Er muß gleich etwas Aufgeregtes an uns beiden bemerkt haben, denn er blieb auf unheimliche Weise an der Tür stehen und ließ seine mißtrauischen Augen hastig zwischen uns hin und her laufen.

»Ich komm hier woll ungelegen,« sagte er mit seinem häßlichen Lächeln.

»Welch ein Unsinn,« erwiderte ich ihm ganz ruhig. »Martha hat auf dich gewartet. Du kannst wohl sehen, daß sie sich geputzt hat.«

Martha war offenbar selbst von seinem Aussehen eingeschüchtert worden. Sie ging schnell durch die Stube, um ihr Tuch zu holen, und sagte:

»Ja, warum kommst du denn so spät, Jesper? Wir wollen machen, daß wir wegkommen!«

Es war eigentlich nicht meine Absicht gewesen, mit zu dem Fest zu gehen. Aber ich begriff jetzt, daß ich dort würde erfahren können, ob meine Vermutung in bezug auf den Studenten richtig war, weil er in dem Falle sicher da sein würde, und vielleicht konnte ich dann eine Gelegenheit finden, auch ihn zu warnen. Ich ließ aber die andern vorausgehen, und es war bereits halbdunkel, als ich auf dem Festplatz anlangte.

Es hatten sich eine Menge Menschen dort angesammelt. Diese Art von Schützenfesten waren damals noch etwas Neues; im übrigen aber glichen sie gar nicht so wenig den alten Jahrmärkten, die jetzt aufhörten. Am eigentümlichsten waren die Kriegsinvaliden mit ihrem Leierkasten. Und dann waren Anstalten gemacht, um den Festplatz mit bunten Lampen zu erhellen. Im übrigen aber waren da Bärenführer und Buden mit Sängerinnen und alte Weiber, die Lieder sangen, und Siegelstecher und Plattenspiele und vielerlei dergleichen, wie man es an Markttagen in den Städten sieht.

Ich fand Martha und Jesper vor Weber Zacharias' Bierzelt an einem Tisch sitzen, und es zeigte sich, daß meine Ahnungen ganz richtig gewesen waren. An einem andern Tisch, nicht weit von ihnen entfernt, saß der Student und starrte mit ein Paar Augen, die voll Verliebtheit waren, zu Martha hinüber. Hier und da hingen schon brennende Laternen in den Bäumen, und bei dem Schein einer solchen sah ich ganz deutlich sein wie auch ihr Gesicht, obwohl ich mich, um unbemerkt zu sein, ein gutes Stück von ihnen entfernt niedergelassen hatte.

Auch Marthas Blick war groß und sinnend. Sie sah freilich niemals gerade zu ihm hinüber, wie sie auch nicht das leise Nicken erwiderte, womit er von Zeit zu Zeit ihren Blick zu fangen suchte; aber es lag so viel in ihrem Ausdruck, was ihm sagte, daß sie an ihn dachte und nur an ihn allein. All ihr verborgenes Sehnen, ihre ganze geheime Traumwelt spiegelte sich darin ab. Und nicht wie ein gaukelndes Bild, das von ihrem Verlangen nach Liebe und ihrer Schwermut hervorgezaubert wurde, sondern wie eine lebende Wirklichkeit, die ihr verlockend nahe gerückt war.

Ich saß in herzbedrückender Angst da, daß Jasper ihre Geistesabwesenheit bemerken und den Grund dazu entdecken würde. Aber glücklicherweise war sein Auge schon tüchtig umnebelt von dem Kaffeepunsch. Er hatte ein paar Kameraden veranlaßt, sich mit ihm um eine Glückflasche zu vereinen. Sie waren alle sehr laut und stießen

jeden Augenblick unter weitläufigen Freundschaftsversicherungen die Flaschen aneinander.

Was nun den Studenten anbetrifft, so will ich nur das eine sagen, daß er am meisten Ähnlichkeit mit einem Kind hatte oder mit einer jungen Jungfrau in Männerkleidern. Er kann auch wohl nicht viel mehr als achtzehn, neunzehn Jahre alt gewesen sein, war dazu schwächlich von Bau und hatte nichts wie Haut über den Knochen. Auf dem scharfen Nasenrücken saß einer der neumodischen Kneifer statt einer Brille. Mit seinem langen, dünnen Hals, seinem knappen Kinn und seiner großen Nase erinnerte er ein wenig an einen Vogel. Unter dem Kinn trat der Adamsapfel ganz wie ein kleiner Haken vor.

Schön war er also nicht. Aber der unverwandte Blick, mit dem er hinter den Gläsern Martha ansah, so voll von Zärtlichkeit, so ganz versunken in den Anblick, die verhaltene Leidenschaft, die in seinen Augen schwelte und seine Wangen mit dieser jungfräulichen Röte färbte, das alles warf, wenigstens für mich, eine rührende Schönheit über seine Gestalt. Und dann konnte plötzlich ein unruhiger und ängstlicher Ausdruck in sein Gesicht kommen; seine Lippen bewegten sich fieberhaft, und er drückte den Kneifer mit einer kräftigen Bewegung besser fest, als ob er mit Gewalt, wenn auch vergebens, sich aus seinen finsternen Träumereien herauszureißen suchte.

Ich konnte mir jetzt deutlich vorstellen, wie das Ganze zugegangen war. Ich konnte ihn vor mir sehen, so wie er durch den Wald dahergekommen war mit seiner grünen Blechtrommel auf dem Rücken, an dem Tage, als er und Martha einander zum erstenmal dort begegneten. Als freier, fröhlicher Wandersmann, vielleicht mit einem lustigen Lied auf den Lippen, war er den Steig entlang gewandert, als er plötzlich mitten in der schweigenden Einsamkeit des großen, dunklen Waldes vor einer Gestalt stand, halb Kind, halb junges Weib, ärmlich, barfüßig und barhäuptig, aber schön und verführerisch in all ihrer Armut. Wie ist ihm das Blut in diesem Augenblick nicht in die Wangen geströmt! Wie geschäftig hat nicht das Herz unter seinen Rippen gepocht! ... Ach, ich kannte das ja alles aus meinem eigenen Leben! Auch ich war ja einmal als fröhlicher Jüngling, vor dem die weite Welt offen lag, durch diesen dunklen Wald dahergekommen – ohne zu ahnen, daß ich gerade hier dem Märchen auf meinem Wege begegnen sollte. In der Gestalt einer Frau sollte ich ihm begegnen, und es sollte mir eine Fußangel stellen und sagen: Bis hierher und nicht weiter!

Ich war in meine eigenen weitschweifenden Gedanken versunken, und als ich wieder zur Besinnung kam, waren sowohl Martha als auch der Student verschwunden. Auch Jesper und seine Gefährten hatten sich erhoben. Sie standen in einiger Entfernung da, umfaßten einander an den Schultern und rangen in jener halb scherzhaften Weise, die zwischen bezechten Freunden so oft die Einleitung zu einer wirklichen Prügelei ist.

Martha sah ich noch immer nicht, und im selben Augenblick wurde es mir klar, daß sie und der Student die Gelegenheit benutzt hatten, um allein zu bleiben. Ich entsinne mich, daß ich vor Angst zu zittern begann. Was würde geschehen, wenn Jesper das entdeckte?

Ich war denn auch überzeugt, daß sie nicht wagen würden, lange fortzubleiben und folglich auch nicht weit weggegangen sein konnten, und ich machte mich daran, zwischen den Bäumen in der Nähe nach ihnen zu suchen. Hier lief ein Steig, auf dem

man gehen konnte, ohne vom Festplatz aus gesehen zu werden, und trotz des Lärms, der von dort herschallte, hörte ich denn auch nach einer Weile Stimmen, die sich aus dem Dickicht näherten. Die eine war die des Studenten; seine Sprache war hier leicht wiederzuerkennen, und er redete auch am meisten. Aber auch Martha konnte ich hören. Ich stellte mich hinter einen Baumstamm und fing von hier aus Bruchstücke ihrer Unterhaltung auf, während sie langsam und häufig stehen bleibend vorübergingen. »Warum sind Sie heute so schweigsam?« fragte er. »Warum sind Sie überhaupt so ernsthaft?«

»Ich bin nich ernsthaft!« antwortete sie.

»Aber dann so gedankenvoll. Warum sind Sie das?«

»Denn muß es woll darum sein, weil da nich so viel is, worüber man fröhlich sein kann.«

»Sie können also nicht mehr fröhlich sein? Wer sollte es wohl übers Herz bringen, Ihnen zuwider zu sein? Ich denke mir vielmehr, daß alle jungen Burschen der Gegend Sie verliebt umschwärmen. Und das würde kein Wunder sein. Das kann ich sehr wohl verstehen.«

»Ach, das meinen Sie ja gar nich!«

»Meine ich das nicht? Ach, vielleicht nur zu sehr. Wissen Sie, woran ich oft denken muß?«

»Nein.«

»Sie haben doch wohl von den Elfen reden hören ... die in Mondscheinnächten unter einem Klettenblatt geboren werden? Ich habe mir erzählen lassen, daß, wenn sie erwachsen sind und in Elfenmädchen verwandelt werden und mit langem Haar gehen dürfen, ihre Urgroßmutter, die Moorfrau, ihnen einen Eichelbecher mit einer Hexensalbe schenkt. Wenn sie dann die Schritte eines Wandersmannes im Walde hören, so stellen sie sich auf die Lauer und – wupp! – ist der verwirrt. Sagen Sie mir doch, hatten Sie diese Salbenkruke nicht an jenem Tage bei sich, als wir uns zum erstenmal begegneten?«

Sie waren jetzt dicht bis an mich herangekommen, und ich konnte Martha ein wenig verständnislos lachen hören.

»Es war mir, als fühlte ich gleichsam einen unsichtbaren Finger über meine Augenlider hinstreichen,« fuhr der Student fort. »Sie sind sicher eine kleine Hexe, Martha. Wohnen Sie nicht eigentlich draußen zwischen den Irrlichtern? Ich bin fest überzeugt, es ist Ihr Haar gewesen, was ich des Abends als tanzende Flamme da draußen über dem Moor habe leuchten sehen. Was würden Sie im Grunde dazu gesagt haben, wenn ich Sie eines Tages für Ihre Hexenkünste gestraft hätte, indem ich Sie entführte? Es ist so gefährlich für junge, schöne Elfenmädchen, allein im Walde zu gehen. Waren Sie gar nicht bange vor mir? Den Fall gesetzt, ich hätte Sie geküßt! Was dann?«

Martha lachte wieder und diesmal ganz verständnisvoll.

»Denn hätt ich mit den Füßen gestoßen!« sagte sie.

»Aber wenn ich es jetzt täte?«

Ich fing an, mich zu räuspern. Ich konnte es nicht lassen. Mich hatte eine solche Angst befallen. Ich hörte, wie sie stehen blieben, und nun eilte ich leise von dannen.

Im selben Augenblick klagte ich mich selber an. Warum hatte ich sie in ihrem Glück gestört? Ich hatte einen süßen Schwindel empfunden, als sie an mir vorübergingen; aber gleichzeitig eine Angst, einen tödlichen Schrecken, der mir fast den Atem benahm. Ich wußte ja, was es schließlich galt. Und selbst wenn sonst niemand davon erfahren würde, so hatte ich ja doch meine Verantwortung Gott gegenüber.

Es zeigte sich nun auch, daß es die höchste Zeit war, daß sie gewarnt wurden. Als ich zum Festplatz zurückkehrte, sah ich Jesper vor Martha stehen und sie mit aller Gewalt an der Schulter rütteln. Er hatte ihre Abwesenheit entdeckt und wollte wissen, wo sie gewesen war; und obwohl sie erklärte, daß sie sich nur in einer dringlichen Angelegenheit entfernt hatte, hielt er ihr in seiner Trunkenheit die geballte Faust unter die Nase und bedrohte sie mit Prügeln. Ich sah, daß ihr Gesicht weiß wurde wie ein Ei. Nach einer Weile zerrte er sie trotz ihres Widerstandes nach einem Tanzzelt, und dann sah ich sie nicht mehr.

IX

Ich war früh von dem Fest nach Hause gegangen; aber die Unruhe in meinem Sinn, die Angst um Marthas Schicksal hielt mich wach, und nach Verlauf einer Stunde stand ich wieder auf und kehrte in den Wald zurück.

Der Tag hatte zu dämmern begonnen, über die Wiesen hin zog ein schwacher Rauch, der hier und da an einem alleinstehenden Busch hängen blieb und ihn wie in ein Gespinst einhüllte. Hoch oben unter dem Himmel hingen morgenfrohe Lerchen, und aus dem Walde heraus kamen Krähen in großen Scharen mit schwerem Flug und riefen in ihrer groben Sprache: »Geh weg! Geh weg!« indem sie sich über das Land zerstreuten.

Plötzlich verstummten die frohen Lerchen. Gleich dunklen Punkten sanken sie blitzschnell durch die Luft und verschwanden in den Ackern.

Oben über dem Fluß segelte ein Geier.

Hoch oben, auf den breiten Flügeln hängend, schob er sich ruhig durch die Luft mit einem Zögern, das gleichsam den hungrigen Blick ahnen ließ, mit dem er nach einem Morgenimbiß spähte. In großen Kreisen schwang er sich nach dem Walde hinüber und wieder zurück. Hin und wieder hielt er an und ruhte auf den Flügeln aus, als habe er irgend etwas erblickt. Plötzlich aber erhob er sich mit einem einzigen, kräftigen Flügelschlag – gleich einem Achselzucken – und verschwand in einem mächtigen Bogen über den Waldwipfeln.

Aus dem Gras vernahm man ein kleines Piepsen, dann einer Krähe heiseres »Weg!« – und bald stiegen die Lerchen wieder mit Gesang zu dem rotbewölkten Himmel auf.

Ich entsinne mich dieser Morgenstunde, als hätte ich sie heute erlebt. Aber in meinen Gedanken habe ich sie auch jeden Tag in den vielen Jahren, die jetzt seitdem vergangen sind, wiedererlebt. Nie werde ich sie vergessen können, solange ich mich überhaupt zu entsinnen vermag. Ja, ich glaube, noch in meiner letzten Stunde wird das Bild aus meiner Erinnerung aufsteigen, und der Geier wird vor meinem brechenden Blick schweben, als stummer Vorbote des Todes.

Ich war ungefähr an die Brücke hinabgekommen, als ich drüben auf der Wiese, jenseits des Baches, eine Gestalt erblickte. Es war eine Frauengestalt. Langsam schlich sie da drüben an dem Waldgehege entlang, als grüble sie über etwas nach. Trotz der gebeugten Haltung und obwohl die treibenden Wiesennebel sie mir halb unsichtbar machten, erkannte ich sie doch sogleich an dem roten Haar. Es war Martha.

Ich stand still vor Staunen. Woher kam sie? Und warum kam sie allein? Sie hatte mich nicht gesehen. Ich rief sie an, und im selben Augenblick stand sie still, wie vom Blitz getroffen. Dann sah sie sich verwirrt um. Sie hatte offenbar nicht vernommen, von welcher Seite der Ruf kam. Es währte auch lange, bis sie mich erblickte. Ich bin nicht einmal sicher, daß sie mich erkannte. Aber nun bekam sie auf einmal Eile. Sie lief über den Steg, strauchelte in der Eile und fiel wie ein angeschossener Hase, erhob sich mit Mühe und legte auf eine eigene schlingernde Weise die letzte Strecke bis nach Hause zurück. Ich sah sie sich mit der Hand gegen die Mauer stützen, indem sie um den Giebel herumschlich, um durch die Küchentür hineinzukommen.

Mein Herz war mir in der Brust stehen geblieben. War sie betrunken? Oder hatte sie infolge von Ermattung so geschwankt? Es hatte eigentlich mehr so ausgesehen, als wenn das letztere der Fall sei. Aber war sie denn verfolgt worden? Und in dem Falle von wem? Von Jesper oder von dem Studenten? Sie war ja offenbar ganz außer Fassung gewesen.

Ein Wagen voll lärmender Festteilnehmer kam aus dem Walde herausgerollt. Die Männer schwenkten mit den Hüten und riefen Hurra, indem sie hart an mir vorüberfuhren. Auch ein paar Fußgänger wurden auf dem Waldwege sichtbar. Als sie alle vorübergekommen waren, ging ich über die Brücke nach dem Krug hinauf, fand aber die Türen verschlossen. Ich klopfte auch an das Fenster von Marthas Kammer, aber sie machte nicht auf und antwortete auch nicht. In der Hoffnung, doch ein wenig Klarheit über die Sache zu erlangen, ging ich auf die Wiese hinab, von woher sie gekommen war, um ihren Weg aufzusuchen. Infolge des Taues war ihre Spur leicht zu finden. Sie zog sich gleich zwei dunklen Streifen durch das silberartige Gespinst. Ich konnte sie den ganzen Weg am Waldgehege entlang verfolgen, bis zu einem Ort, wo Torfboden war. Hier verschwand sie in dem braunen Schlamm, und ich mußte meine Nachforschungen einstellen.

Ich war hier an dieser Stelle dem Festplatz so nahe, daß ich deutlich die Musik aus den Tanzzelten hören konnte. Ich ging auch dahin, aber ich sah nichts, weder von Jesper noch von dem Studenten. Die meisten Leute waren weggegangen. Die Sonne war auch schon ein gutes Stück am Himmel heraufgekommen, und so begab ich mich denn selber wieder nach Hause.

Aber schlafen konnte ich noch weniger als vorhin. Ich war so wirr in meinem Kopf und hatte ein solches Fliegen in meinem ganzen Körper, daß ich zu meinem Pulverhorn greifen mußte, ehe ich Schlaf in die Augen bekam. Aber wie ich so dalag und mich in Unruhe und Zweifeln hin und her warf, reifte ein Entschluß in mir, und ich brachte ihn noch am selben Vormittag zur Ausführung. Die Schule war ja mit dem Beginn der Roggenernte geschlossen, so daß ich jetzt den ganzen Tag zu meiner Verfügung hatte.

Ich ging nach Ramsbäk hinüber, wo sich der Student ja bei dem Schuhmacher einquartiert hatte. Ich wollte offen aus dem Herzen heraus mit ihm reden. Ich wollte ihn vor Jesper warnen und ihn bitten, um seiner selbst wie auch um Marthas willen von hier fortzureisen.

Ich traf ihn auch zu Hause; er saß auf dem Grabenrande vor dem Hause und spielte mit einem Marienwürmchen, das er auf einem Grashalm auf und nieder spazieren ließ, um beim lieben Gott um gut Wetter zu bitten. Er erinnere sich meiner sehr wohl von des »kleinen Mads« Hochzeit, sagte er; daß er auch von den Taten meiner Feder wußte, merkte ich, denn er sprach davon, daß ich ja einen bekannten Namen in der Literatur habe, überhaupt war er sehr freundlich und lachte so frei, daß ich gleich erkannte, er könne kein schlechtes Gewissen haben.

Ich will hier die Bemerkung einschieben, daß ich mich damals noch nicht erküht hatte, dem Ruf meiner Muse zu folgen, wenn ich auch oft die Versuchung dazu gespürt hatte. Meine eigentliche dichterische Tätigkeit fällt in einen späteren Abschnitt meines Lebens. Aber in der Hoffnung, daß es mir gelingen möge, meinen schlechten ökonomischen Verhältnissen aufzuhelfen und vielleicht Martha behilflich zu sein, eine

bessere Heirat zu machen, hatte ich gerade zu der Zeit mit der Herausgabe einer Jägerzeitung »Diana« begonnen, die jedoch leider nach Verlauf von kurzer Zeit auf Grund einer äußerst mangelhaften Anzahl von Abonnenten (nur 34) wieder eingehen mußte. Später versuchte ich es dann mit einer humoristischen Monatsschrift, »Die Kartusche«, womit ich ein wenig mehr Glück hatte.

Ich erklärte dem Studenten nun geradeheraus mein Verhältnis zu Martha und bat ihn, mir zu sagen, wie es im Grunde zwischen ihm und ihr stehe, und wann sie in der verflommenen Nacht zuletzt miteinander gesprochen hatten. Hierauf antwortete er sogleich und mit einer Ehrlichkeit, an der zu zweifeln ich keinen Grund hatte, daß er sie nicht gesehen habe, seit sie von ihrem Bräutigam in das Tanzzelt hineingezogen sei. Der Anblick habe ihn betrübt, sagte er, und so sei er denn nach Hause gegangen.

Ich glaubte ihm aufs Wort. Jesper also hatte Martha ein Leids getan; das hatte ich übrigens die ganze Zeit vermutet. Ich erklärte ihm nun, was für eine Art Charakter Marthas Bräutigam sei, und daß er seines Lebens nicht sicher sein könne, falls ihn Jesper einmal zusammen mit Martha überraschen sollte.

Hierüber erschrak er ganz entsetzlich. Er sprang auf, kreideweiß im Gesicht, und fing an, in der Stube, wo wir saßen, hin und her zu rennen. Er wolle gleich reisen, sagte er ganz von selbst. Er sei wegen der großen Schönheit der Gegend hierhergekommen und dann, weil er gehört habe, daß hier noch so viele alte Erinnerungen im Volke lebten. Er wolle auch nicht leugnen, daß ihn Martha durch ihr eigenartiges Wesen und ihre geheimnisvolle Persönlichkeit in hohem Grade angezogen habe. Aber er hege freilich nicht den Wunsch, sich irgendwelcher Gewalttätigkeit auszusetzen. Er wolle noch am selben Tage abreisen.

Ich sprach ihm meinen Dank dafür aus, und so trennten wir uns.

Um die Dämmerungsstunde kam ich wieder nach dem Waldkrug hinaus. Martha saß im Wohnzimmer auf der Bank unter dem Fenster, den Rücken der Tür zugekehrt, und wandte sich nicht um, als ich hereinkam. Sie blieb sitzen, den Ellbogen auf das Fensterbrett gestemmt, und sah hinaus durch die regenbogenfarbigen Fensterscheiben, durch die ein gelblichroter Abendschein auf ihr Haar hereinströmte und es so rot machte, als sei es mit Blut gefärbt.

Als ich um einen Schluck Kaffee bat, ging sie hinaus, ohne mich anzusehen, und ließ sich nicht wieder blicken, ehe Lars Einauge, Steinhauer Sören und die andern Abendgäste gekommen waren. Ich hatte mich aus das Bankende neben der Türecke für mich allein hingesetzt, auf den Armeleuteplatz, wie man ihn zu nennen pflegte. Hier saß ich immer, wenn ich meinen Kaffee getrunken hatte. Ich wollte nicht, daß man mit Berechtigung sagen könne, daß ich, wenn ich auch im Krug Stammgast war, so wie die andern, auch an deren Branntweingelagen teilnahm.

Ich war ganz entsetzt über Marthas Aussehen, als sie hereinkam. Sie war fahl wie eine Leiche und schwankte so sonderbar umher wie jemand, der eben aus einem tiefen Schlaf erwacht ist. Und dann hatte sie nirgends Ruhe. Jeden Augenblick ging sie in die Küche hinaus oder in ihre Kammer, kam aber gleich darauf wieder herein und setzte sich weit von uns andern und wo es am dunkelsten war. Es war, als scheue sie unsre Gesellschaft und wage doch nicht, allein zu sein.

Ihre Mutter lag an dem Tage wieder im Bett. Man hörte sie sich von Zeit zu Zeit hinter der Lade umdrehen. Auf dem Tisch zwischen den Alten wurde ein Lichtstummel in einem Profit angezündet, und der Schatten von Lars Einauge, der oben an dem Tischende saß, streckte sich ganz bis unter den Deckenbalken hinauf, wenn er seine langen Arme schwenkte. Sie redeten heute abend alle sehr laut. Selbst der schweigsame Steinhauer Sören hatte eine Stimme bekommen. Sie rechneten einander ihre Ausbeute von dem Waldfest vor; und da diese keineswegs den Erwartungen entsprochen hatte, klagten sie die Leiter des Festes an und sprachen davon, einen Prozeß gegen sie anzustrengen. Sie donnerten auf den Tisch und stießen die schrecklichsten Flüche und Schwüre aus; es war häßlich mit anzuhören.

Martha, die beständig aus und ein ging und keine Ruhe finden konnte, setzte sich schließlich neben mich und ergriff auf eine eigenartig schüchterne Weise meine Hand. Ich ließ mir meine Überraschung nicht merken. Ich hatte überhaupt nicht den Mut, sie nach irgend etwas auszufragen; dazu hatte ich eine zu große Scheu, das dunkle Geheimnis kennen zu lernen, das sie mit sich herumtrug. Und doch ahnte ich noch nicht des Geheimnisses ganze Fürchterlichkeit.

Ihre Hand war kalt wie die einer Leiche, und ich konnte es ihrem Atem anmerken, daß es lange her war, seit sie etwas gegessen hatte. Auch überlief sie von Zeit zu Zeit ein Schüttelfrost, als friere sie im Fieber. Ich fragte, ob sie krank sei, aber sie sagte nein und legte im selben Augenblick den Kopf gegen meine Schulter, wie um zu schlafen.

So hatte sie oft als Kind gesessen und des Abends bei mir ausgeruht, wenn sie von dem Geschwätz der Alten müde geworden war. Das war jetzt schon eine Reihe von Jahren her; aber ihr Kopf fand doch gleich seinen alten, sichern Ruheplatz unter meinem langen Bart, und sie fiel auch fast gleich in einen guten Schlummer. Aber das Fieber fuhr fort, sie zu rütteln; und hin und wieder jammerte oder winselte sie im Schlaf wie ein kleiner Hund, der vor einer geschlossenen Tür steht und gern hinein will.

Ich saß da und wartete, daß Jesper kommen würde. Ich sehnte mich danach und fürchtete mich gleichzeitig davor, weil ich wahrscheinlich aus seinem Wesen und Benehmen Martha gegenüber würde erraten können, was zwischen ihnen vorgefallen war. Aber er zeigte sich an dem Abend gar nicht, und zwar aus einem triftigen Grund. Die Alten hatten mehrmals ihre Verwunderung über sein Ausbleiben geäußert; und später wurde es mir klar, daß Martha aus der Stube gegangen war, sobald der Name ihres Bräutigams genannt wurde. Auch im Schlaf lief es wie ein Zucken durch ihren Körper, als einmal sein Name erwähnt ward. Noch ahnte ich jedoch keinen Unrat. Erst als ich am nächsten Tag erfuhr, daß Jesper verschwunden sei und daß ihn niemand seit dem Waldfeste gesehen hatte, da packte es mich mit Entsetzen, daß hier der Teufel seinen Lohn geholt, daß sich hier die Hölle aufgetan hatte, um ihr Opfer zu empfangen.

Ich schloß mich in meine Stube ein und saß da den ganzen Tag, an Seele und Sinn gelähmt. Ich wagte auch nicht, mich vor den Leuten sehen zu lassen, aus Angst, daß ich meine Verzweiflung verraten würde, ja, was das Schlimmste für mich war, nicht einmal zu Martha wagte ich zu gehen in ihrer tiefen Not, weil ich ein Geständnis fürchtete, das es mir zur Gewissenspflicht machte, ihr Ankläger zu werden. Nie hatte ich für möglich gehalten, daß ein Mensch leiden könne, was ich in diesen Tagen litt, ohne den Verstand zu verlieren. Aber Gott verließ mich nicht in meinem Elend und hielt mich

aufrecht durch die Kraft seines Geistes. Währenddes war Jespers Leiche im Walde unter einem Haufen welken Laubes gefunden. Der Kreisarzt wurde geholt, und seine Untersuchung bestätigte, daß Jesper erstickt war. Es saßen ganz deutliche Fingerspuren an seiner Kehle. Ich war mir ganz klar darüber, daß der Verdacht jetzt bald auf Martha gerichtet werden würde. Mehrere Leute hatten sie beim Waldfest zusammen mit dem Studenten gesehen, und es war ja außerdem nur zu bekannt, daß das Verhältnis zwischen ihr und Jesper nie das beste gewesen war.

Am Morgen darauf kam der Hardsvogtsassessor ins Dorf gefahren und kehrte beim Dorfschulzen ein.

Ich konnte mich jetzt nicht länger zu Hause halten, sondern ging nach dem Waldkrug hinaus. Martha war noch nicht aufgestanden, als ich kam; aber ich war gewöhnt, in ihre kleine Kammer neben der Stube zu ihr hineinzugehen und dort mit ihr zu reden.

Sie lag in tiefem Schlaf, als ich hereinkam. Ich mußte sie rütteln, um sie wach zu bekommen. Aber im selben Augenblick, als sie ihr Bewußtsein erlangte, lief es wie ein Schauer durch ihre Glieder. Sie wollte aus dem Bett herausspringen, aber die Kräfte versagten ihr. Schwer fiel sie in die Kissen zurück und wandte sich mit geschlossenen Augen nach der Wand um.

Ich hatte trotzdem Zeit gehabt, in ihrem Blick zu lesen. Und sie in dem meinen. Es ging auch von neuem ein Beben durch ihren schönen, halbnackten Körper. Sie hatte verstanden, daß ich alles wußte.

»Martha, du mußt auf!« sagte ich.

Noch lag sie eine Weile ganz unbeweglich, fahl im Gesicht, mit halbgeöffneten, leblosen Augen und halboffenem Munde, wie eine Leiche. Dann richtete sie sich langsam auf, streckte sich im Sitz und sah mich an. Es fiel kein Wort. Aber als unsre Augen sich begegneten, stand das Geständnis in ihrem großen, starren, von Entsetzen wirren Blick zu lesen.

Ich sank neben dem Bett auf die Knie und konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Martha legte den Kopf in ihre Hände und schaukelte sich hin und her unter einem eigentümlich trocknen Weinen oder Flennen, wie ich es weder früher noch später jemals bei einem Menschen gehört habe.

»Warum hast du nicht ein klein wenig Vertrauen zu mir gehabt?« sagte ich. »Dann wäre dies Grauenhafte vielleicht nicht geschehen.«

»Weiß die Sau es?« fragte sie.

Sie war von Kindsbeinen so daran gewöhnt gewesen, dies häßliche Wort von ihrer Mutter zu gebrauchen, daß es auch in einem Augenblick, wie es dieser war, ihr ganz natürlich auf die Junge kam. Sie dachte sich nichts Böses dabei. Sie sprach es sogar mit einem eigenartig rührenden Tonfall aus. Und es zeigte sich ja auch, daß die Mutter, wenn es darauf ankam, doch diejenige war, an die sie zuerst dachte und die sie am ungernesten betrüben wollte.

Ich sagte ihr, daß die Mutter noch nichts wisse, daß aber Jespers Leiche gefunden, und daß der Hardsvogtsassessor ins Dorf gekommen sei.

»Hu! – hu!« Es klang halb wie das Heulen einer Horneule, halb wie das Weinen eines untröstlichen Kindes.

Dann fragte sie mich nach dem Studenten, und ob ich glaubte, daß der etwas wisse; und nun erzählte ich, daß er abgereist sei und nicht wiederkommen würde. Sie nahm einen Augenblick die Hände vom Gesicht und sah mich an, als wenn sie mir nicht glaube. Aber dann weinte sie von neuem und sagte, jetzt sei es ja auch ganz egal.

Was ich sonst in bezug auf das Ereignis aus ihr herausbekam, war kurzgefaßt folgendes: Auf dem Heimwege vom Waldfest hatte Jesper sie nicht in Frieden lassen wollen. Er hatte sie schließlich niedergeworfen, um seinen Willen zu bekommen, und da hatte denn ein Kampf stattgefunden.

Sonderbarerweise wußte sie selber nicht, wie sie ihn getötet hatte. Sie konnte sich an nichts mehr von der Sache erinnern. Nicht einmal, als sie sah, daß er tot war, verstand sie sofort, daß sie ihm das Leben genommen hatte. Darum hatte sie die Leiche auch erst liegen lassen, ohne sie zu verbergen. Aber hinterher war sie nach der Stelle zurückgegangen und hatte sie mit Laub zugedeckt.

Ich hatte ihr gerade noch gesagt, daß sie, wenn sie gefangengenommen werden sollte, versuchen müsse, sich vor ihren Richtern zu rechtfertigen, indem sie sich strenge an die Wahrheit hielt, als ich Stimmen in der Stube vernahm. Ich erkannte sogleich das kräftige Organ des Hardsvogtsassessors, später auch das des Dorfschulzen.

»Jetzt mußt du aufstehen, Martha!« sagte ich und streichelte ihr tröstend das Haar.
»Das ist die Polizei.«

»Hu! – hu!« Sie bohrte ihren Kopf in das Kissen hinein; es schnitt einem ins Herz, das zu sehen.

Ich mußte ihr aus dem Bett heraushelfen. Sie war wie ein hilfloses Kind.

»Sie solln mich nich so sehen!« sagte sie und bat mich, den Riegel vor die Tür zu schieben, damit die Fremden nicht hereinkommen konnten, ehe sie ganz angekleidet war.

Sie zitterte wie Espenlaub. Ich mußte ihr in die Kleider helfen. Zum letztenmal sah ich dies kleine Mädchen, das ich so innig geliebt hatte.

»Jetzt mußt du dich aber ein wenig zusammennehmen,« sagte ich. »Und dann bleib du hier, während ich hineingehe.« Und das waren die letzten Worte, die ich mit ihr gesprochen habe.

Ich war kaum in die Stube hineingekommen, als mir der Assessor, die Mütze auf dem Kopf, entgegenkam und barsch ausrief:

»Sie sind Jens Thyssen, Hilfslehrer in Starup?«

»Ja,« sagte ich überrascht.

Im selben Augenblick legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte:

»Sie sind verhaftet!«

Dann wandte er sich an den Dorfschulzen und zeigte auf die Kammertür:

»Dann wird die Dirne auch da drinnen sein. Wollen Sie sie in Verwahrung nehmen!«

Ich will nicht versuchen, meine Gemütsstimmung in diesem Augenblick zu beschreiben, um so weniger, als meine Gedanken sich sehr bald von mir abwendeten. Der Dorfschulze kam nämlich aus der Kammer zurück mit der Nachricht, daß niemand da drinnen sei. Bei einer näheren Untersuchung zeigte es sich, daß das Fenster geöffnet war. Hier hindurch hatte Martha die Flucht ergriffen.

Was dann später geschah, kann ich nur nach den Erzählungen anderer berichten.

Zwei Tage suchten die Leute nach der Flüchtigen im Walde wie auch draußen auf der Heide, aber ohne Ergebnis. Da verlautete es, daß man in einem mehrere Meilen entfernten Dorf ein totenbleiches, barfußiges junges Mädchen angetroffen hatte, das, ihr langes rotes Haar über den Rücken aufgelöst und die Hände um die Knie gefaltet, am Wegesrand gesessen hatte. Jedesmal, wenn ein Mann des Wegs gekommen, war sie aufgestanden und hatte ihm mit verstörter Miene forschend in das Gesicht gesehen, so daß mehrere in Angst vor ihr entflohen waren. Gegen Abend war sie zu dem Schmied des Dorfes hineingegangen und hatte mit einem tiefen, verschämten Knicks gefragt, wie weit es noch bis zum Himmelreich sei. Auf alle seine Fragen hatte sie beständig dieselbe Antwort gegeben: sie sei ausgegangen, um ihren Liebsten zu treffen. Er sei Student, und zu Michaeli wollten sie Hochzeit machen.

Der Schmied und seine Frau, die gutherzige Leute waren, fühlten Mitleid mit dem armen Kinde und hatten sich vorläufig ihrer angenommen. Aber in der Nacht war sie durch das Fenster gesprungen, und am nächsten Morgen fand man ihre Leiche in einem Mühlenteich dort in der Nähe.

X

Auf die schändliche Anklage, die meine Feinde gegen mich gerichtet hatten und die veranlaßte, daß ich in den Verdacht kam, Jespers Mörder zu sein, will ich hier nicht näher eingehen. Wie es bekannt sein wird, ward ich durch den Richterspruch freigesprochen, und zwar nicht allein von dem Anteil an dem Morde, sondern auch von der boshaften Beschuldigung, auf der der Verdacht begründet war. Ich hatte ja freilich schon früher zu wiederholten Malen bemerkt, welche Gedanken sich die Leute über mein Verhältnis mit Martha machten, und ich hätte vielleicht aus dem Grunde etwas mehr Vorsicht an den Tag legen sollen, auch den Mädchen in der Schule gegenüber. Aber ich hatte mir doch niemals denken können, daß meine Liebe zu der Jugend, meine Aufopferung für das heranwachsende Geschlecht, auf dem die Zukunft unsers geliebten Vaterlandes aufgebaut werden soll, so mißverstanden werden könnte.

Trotz meiner Freisprechung verlor ich meine Stellung an der Schule, und alle Wege zu einem redlichen Erwerb waren mir damit verschlossen. Denn das ist ja das Traurige, daß selbst der grundloseste Verdacht die Ehre eines Mannes befleckt, und indem er sich verteidigt, stützt er seine Ankläger. Ich mußte die Gegend verlassen, an die mein Herz mit so unlösbaren Banden geknüpft war und deren Natur ich inniger liebte, als irgendeinen andern Fleck auf der Welt, selbst mehr noch als das Heim meiner Kindheit und meiner armen Mutter. Wer aus eigener Erfahrung die betörende Macht der Liebe kennt, wird mich nicht verdammen.

Propst Hjort, der meine Herzensfreude an den Wanderungen durch die großen Wälder der Gegend kannte, nannte mich einmal im Scherz waldbesessen, und an dies Wort habe ich oft seither denken müssen. Ich fühle mich nie wohl auf dem freien, hell offenen Lande, und am allerwenigsten am Meeresstrande mit den unruhigen Wellen. Ich liebe die Waldeinsamkeit und die tiefe Stille und das geheimnisvolle Sausen im Laub, das wie ein Geisterchor aus längst entschwundenen Zeiten klingt. Ich liebe die Waldesdunkelheit und die einsamen Pfade und die schweigenden Vögel und die stillen, schwarzen Waldseen, in denen sich der Himmel spiegelt wie das Himmelreich in der Hölle.

Alles dies sollte ich nun verlassen. Marthas kleinem Grab in der Unkrautecke auf dem Friedhof mußte ich nun Lebewohl sagen. Die Tür zu meinem eigenen Haus ward mir auf den Fersen geschlossen, und ich mußte die Landstraße dahinziehen und mich wie die Vögel des Himmels von den Gaben des Zufalles ernähren.

Mit ein paar Worten will ich die Schilderung von dem Lebensschicksal der Personen vollenden, die ich hier genannt habe.

Nur wenige Wochen nach Marthas trübseligem Tode folgte ihr die Mutter ins Grab. Es war die höchste Zeit, da sie offen gestanden in ihrem Bett verfaulte. Von Kaplan Berthelsen und Fräulein Rebekka weiß ich nur wenig zu berichten; aber was ich gehört habe, will ich genau so erzählen, wie es mir selber erzählt worden ist.

Es war einige Jahre nach meiner Abreise, als ich auf einer Sommerwanderung nach Starup zurückkam, um die alten Stätten wiederzusehen und einen Kranz auf das Grab der armen Martha zu legen. Ich wohnte damals in Greis, ging aber im Sommer mit

Wollwaren, um für den Winteraufenthalt zu verdienen. Es war an einem Sonntag, und ich war am Vormittag in meiner alten Kirche gewesen und hatte dort, unerkant von allen, selbst von Ovesen, gesessen, denn ich hatte meinen Bart abgenommen. Nun, ich setzte mich ja auch in den hintersten Stuhl und gab mir keine Mühe, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Am Nachmittage, als ich an der Grenze des Kirchspiels entlang ging, auf dem Wege zum Walde, kam ich zufällig an des »kleinen Mads« Haus vorüber. Es sah noch ebenso hübsch und frisch geweißt aus wie damals, als ich ihn am Tage vor seiner Hochzeit besuchte. Die Tür stand offen, ich konnte gerade in die Küche mit dem Herd und der Glocke darüber hineinsehen. Auch das Messinggeschirr hing da drinnen an der Wand genau so blank wie damals. Und vor dem Feuer stand Grethe und trichterte Kaffee.

Wie stark sie geworden war! Die runden roten Wangen leuchteten im Flammenschein, und sie hatte eine Breite über den Lenden bekommen, so daß ich sie kaum wiedererkennen konnte.

Auch die Tür zur Stube stand offen, und da drinnen ertönte Mads' fröhliches Gemecker und das Lachen eines kleinen Kindes. Grethe hatte mich nicht gesehen, da sie mit dem Kaffee in die Stube hineingegangen war. Ich dachte, daß ich hier sicher die zuverlässigsten Nachrichten über den Kaplan und Fräulein Rebekka bekommen könnte.

Der kleine Mads machte sich in einem Lehnstuhl am Ofen breit, einen Säugling auf dem Arm. Ein andres Kind lag unten auf dem Fußboden und spielte mit einer Garnwinde. Am Ende des Tisches, auf dem die Überreste einer Mahlzeit standen, saß Grethes Mutter im Sonntagsstaat, einen Strickstrumpf in den Händen. Grethe stellte die Kaffeekanne auf den Tisch. Der Kleine griff weinend nach ihrer Brust, die groß und voll von Milch hinter der aufgehakten Kleidertaille hervorschimmerte.

Sie waren ja sehr erstaunt, als sie mich sahen, baten mich aber doch freundlich, Platz zu nehmen, und wir kamen bald in eine lebhafte Plauderei über Altes und Neues dort in der Gegend. Ich fragte dann nach Fräulein Rebekka oder vielmehr Frau Berthelsen, wie sie nun hieß; aber da wurden sie alle auf einmal so sonderbar stumm. Grethe wollte gar nichts sagen, und Mads ging mit den Kindern hinaus, um nach dem Schwein zu sehen.

Endlich sagte die Großmutter, daß es wohl nicht ein solches Glück für die Tochter des Propstes geworden sei, wie es den Anschein gehabt habe. Der Kaplan habe eine gute Pfarre auf Fünen bekommen, und Geld hätten sie ja schon im voraus gehabt; aber er sollte ja so schrecklich geizig sein, und das quälte Fräulein Rebekka, die ja von Hause aus nicht daran gewöhnt sei, den Schilling allzu oft umzudrehen. Und dann sollte er ja auch den Fehler haben, daß er sich nichts aus Kindern machte und fände, daß seine Frau zu viele davon bekäme und zu schnell aufeinander. Sie komme noch immer einmal im Jahr herüber, um sich nach den Gräbern der Eltern umzusehen, und sie habe jedesmal müder und trauriger ausgesehen, meinte die Alte. Grethe widersprach ihr nicht.

Während die Alte erzählte, hatte ich dagesessen und Grethe betrachtet, und von ihr waren meine Augen in der gemütlichen Stube herumgeschweift und ich mußte daran denken, wie der »kleine Mads« sich vor seiner Hochzeit ganz davon überzeugt gefühlt hatte, daß hier nichts fehle, um ein trauliches Heim zu schaffen, obwohl hier gerade *das* fehlte, was als das Allerwichtigste betrachtet wurde. Hatte er am Ende doch recht

gehabt? Auf diesem kleinen Heim, das wahrlich nicht auf gegenseitiger Liebe begründet war, schien ja des Herrn Segen gnadenreicher geruht zu haben als auf den meisten Ehen.

Ich saß lange in stillem Staunen da, während sich sonderbare Gedanken in mir regten.

Als die alte Großmutter einen Augenblick in die Küche hinausgegangen war, konnte ich es nicht lassen, Grethe zu fragen, wie es ihr denn selber ergangen sei. Ob sie wirklich glücklich geworden wäre.

Sie errötete ein wenig und lachte.

»Warum sollt ich nich glücklich sein?« sagte sie.

»Ich meine, Grethe – hast du deinen Mann nun auch auf die rechte Weise lieb gewonnen?«

Sie wollte anfänglich nicht antworten. Sie stand in der Ecke, den Rücken mir zugewandt, und sammelte allerlei Kinderkleider zusammen. Dann sagte sie schließlich ein wenig leise:

»Ich glaub, wir haben damals zu viel Wesens davon gemacht – von diesem Liebeskram – und all dem – ich mein, so wie wir davon in den Büchern lasen ...«

Sie errötete immer mehr und stotterte. Aber nun kam die Alte wieder aus der Küche herein. Sie muß gehört haben, worüber wir redeten. Denn sie trat an mich heran, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte:

»Ich weiß recht gut, Thyssen, daß Sie dazumals auch böß auf mich waren, ebenso wie Propstens. Aber wissen Sie: wir altmodischen Eltern, wir sind noch so von die alte Art. Denn wenn der eine man ein Bursch is und die andre ein Mädchen, denn is wahrhaftig allens da, was dazu gehört, wenn sie man bloß gut und ordentlich einer gegen den andern sein wollen. Und denn kommen da ja Kinder und Krankheiten und all dergleichen und denn ein Leben in Arbeit und in Lust. Ja, ja – lieber Thyssen! – das is, weiß Gott, besser als dieses Gehabe und Getu, was sie Liebe nennen!«

Ich schwieg mißmutig. Ich konnte in dem Augenblick weder ja noch nein sagen. Und noch jetzt schweige ich am liebsten darüber.

Ende.